



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

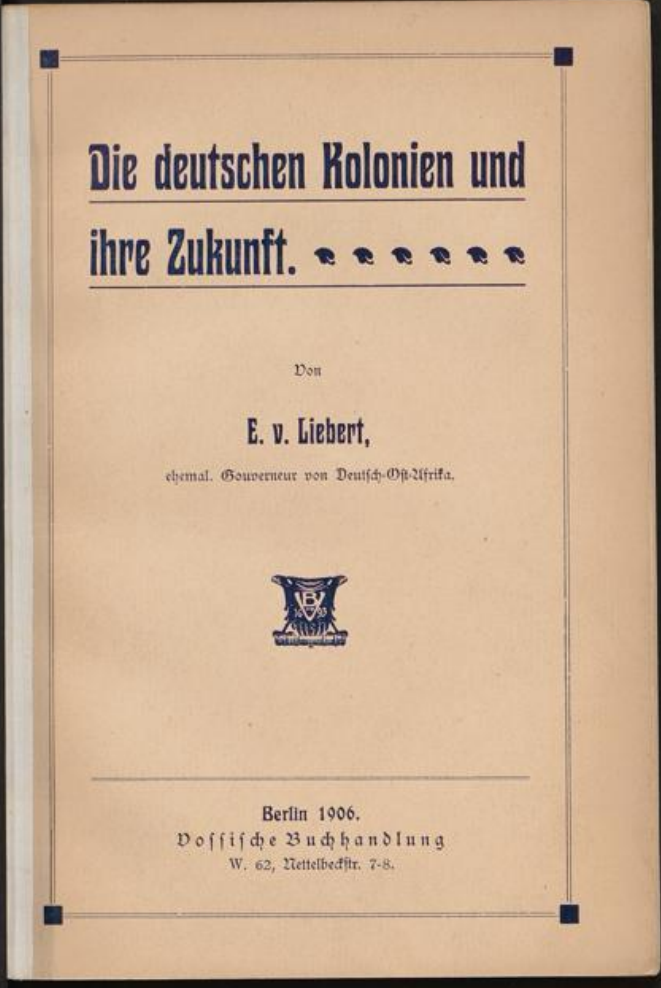
DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Die deutschen Kolonien und ihre Zukunft

Liebert, Eduard von

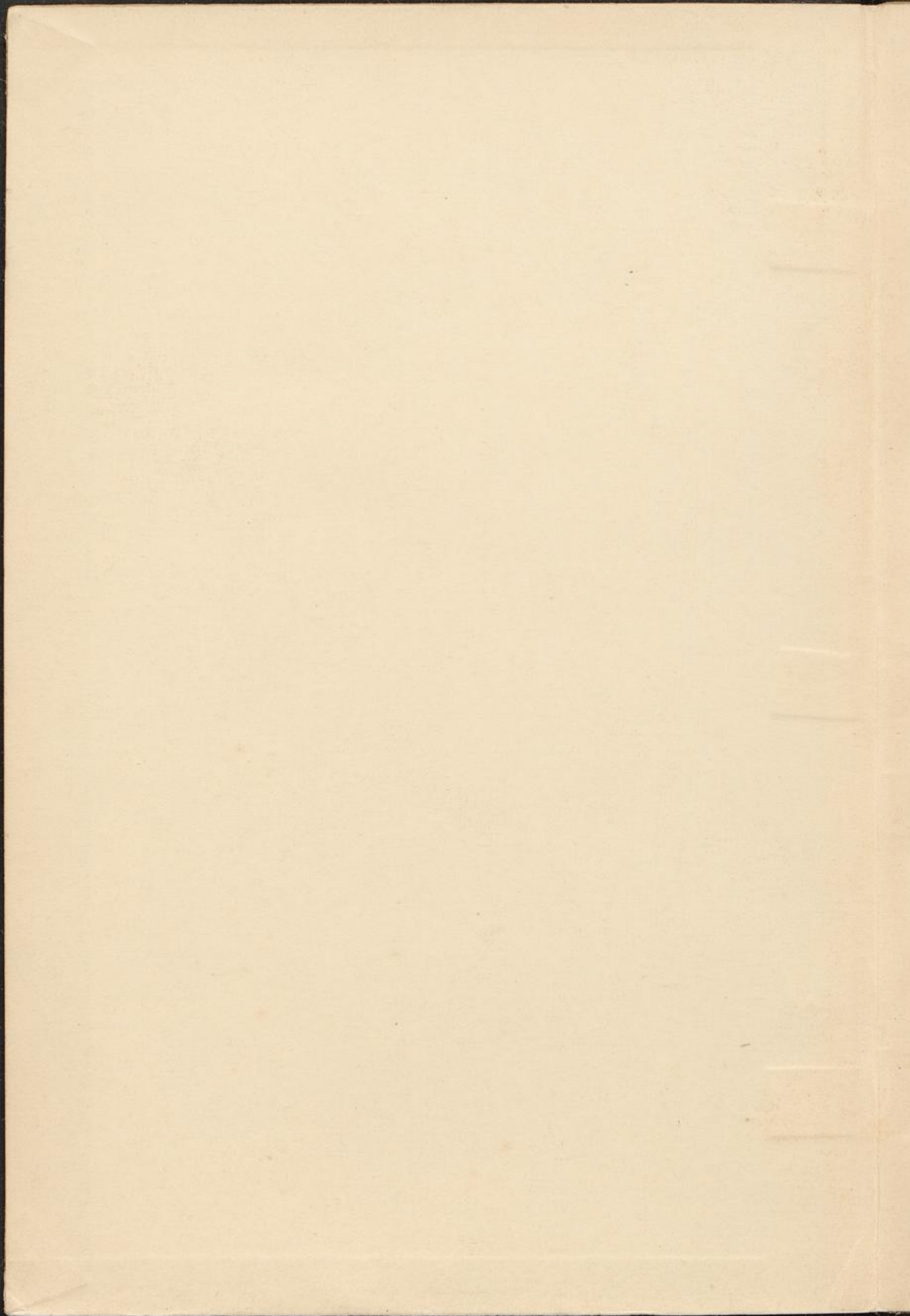
Berlin, 1906

urn:nbn:de:gbv:46:1-10572

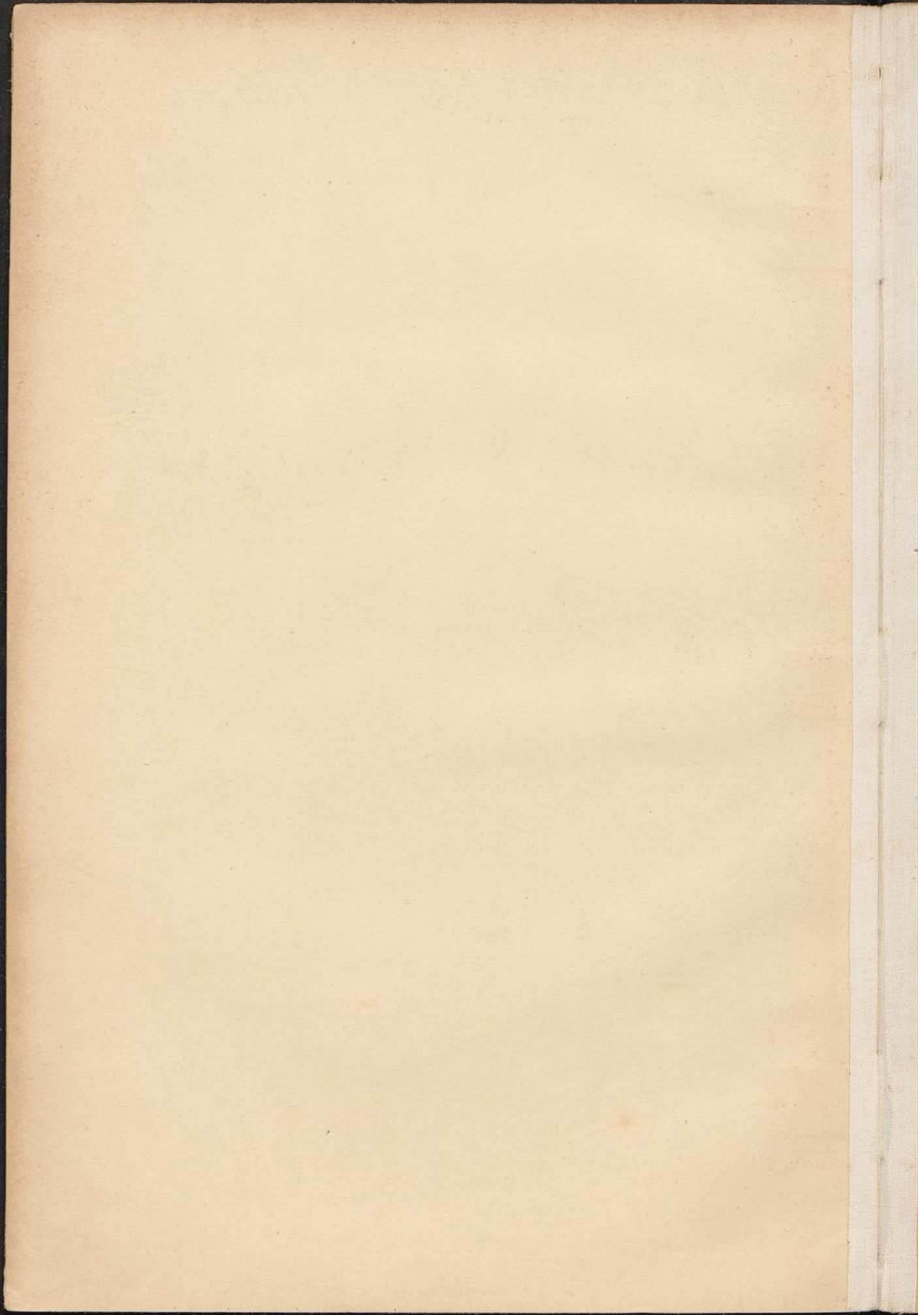


IX
c
3061

v. Liebert
—
Via Postfach
Koln
u. ihre Zirkunft



IX . . . 3061.



Die deutschen Kolonien und ihre Zukunft.

Von

E. v. Liebert,

ehemal. Gouverneur von Deutsch-Ost-Afrika.



Berlin 1906.

Vossische Buchhandlung

W. 62, Nettelbeckstr. 7-8.

Die deutschen Kolonien und ihre Zukunft.

Von

E. v. Liebert,

ehemal. Gouverneur von Deutsch-Ost-Afrika.



IX.c.3061

Berlin 1906.

Vossische Buchhandlung
W. 62, Nettelbeckstr. 7-8.

Unter Vorbehalt aller Rechte aus dem Gesetz vom 19. Juni 1901.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
1. Warum treiben wir Kolonialpolitik?	7
2. Togo und Kamerun	11
3. Deutsch-Südwestafrika	22
4. Deutsch-Ostafrika	34
5. Die Südseeinseln	54
6. Das Kiautschou-Gebiet	62
7. Die Verwaltung der Kolonien	65
8. Nationale Kolonien. Deutschtum im Auslande	75
Anhang: Der Eisenbahnbau, Geldverhältnisse	78

Vorwort.

Noch immer fällt es den Deutschen schwer, sich an den Begriff: „Wirtschaftliche Kolonialpolitik“ zu gewöhnen. Man sucht alles mögliche da draußen, aber nur einzelne Verständige haben erfaßt, daß das U. und O. aller kolonialen Arbeit die wirtschaftliche Entwicklung der uns zugefallenen Gebiete sein muß.

Dr. Hübbe-Schleiden hat das erlösende Wort in einem Hamburger Vortrage gesprochen: „Vor allem muß die Regierung im System die wirtschaftlichen und die kulturellen Gesichtspunkte weit über die Administration und die militärischen stellen; diese müssen jenen dienen. In den überseeischen Besitzungen betätigt sich der Patriotismus am wirksamsten und am nötigsten durch Geldverdienen. Dadurch wird dem Vaterlande mehr genützt als durch die überflüssige Bureauschreiberei, Rechnerei, Regiererei und polizeiliche Bevormundung im heimischen Stile.“

Das ist hanseatisch und ist britisch gedacht. Die deutsche Kolonialverwaltung ist bisher leider den entgegengesetzten Weg gewandelt, sie muß endlich umkehren und ausschließlich um die wirtschaftliche Entwicklung unserer überseeischen Gebiete bemüht sein. In diesem Sinne sind hier die deutschen Kolonien beleuchtet, andere Gebiete wie z. B. Mission und Schule haben keine Erwähnung gefunden, da sie anderweit zur Genüge breit behandelt werden.

Karten sind nicht angefügt, um die Schrift nicht überflüssig zu verteuern. Es darf angenommen werden, daß heutzutage jede gebildete Familie im Besitz des vortrefflichen deutschen Kolonialatlas (zu 60 Pfennig) sich befindet. Wo dies nicht der Fall ist, da kaufe man ihn sich schleunigst.

Berlin, im Juni 1906.

E. v. Siebert.

1. Warum treiben wir Kolonialpolitik?

Trotzdem das Deutsche Reich vor zweiundzwanzig Jahren in die Reihe der Kolonialmächte getreten ist und sich seine Spuren auf kolonialen Gebiete gründlich verdient hat, gibt es noch immer nicht nur einzelne Deutsche sondern ganze Parteien, die von einer kolonialen Ausbreitung nichts wissen wollen. Deshalb muß ungeachtet der stark angeschwollenen kolonialen Literatur immer von neuem auseinandergesetzt werden, welche Gründe uns zum Hisfen unserer Flagge übersee geführt haben. Glücklicherweise sind der politischen Gegner der Kolonialpolitik mit den Jahren immer weniger geworden, so daß zu hoffen steht, allmählich alle — mit Ausnahme der politisch unzurechnungsfähigen Sozialdemokraten — zu überzeugen.

Die koloniale Bewegung hat im deutschen Volke unmittelbar nach der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches, mit dem Anwachsen der Reichsmarine, dem großen Aufschwung in Industrie, Handel und Seeschifffahrt eingesetzt. Zumeist wurde sie getragen von der in den 70er Jahren und noch Anfang der 80er erschreckend großen Ziffer der deutschen Auswanderung, die damals 220000 Köpfe im Jahr unserm Volkstum entführte und fast ausschließlich Nordamerikas aufstrebende Landwirtschaft und Industrie stärkte. Die in jener Zeit für den Erwerb von Kolonien wirkende Literatur beschäftigte sich hauptsächlich mit der Auswanderungsfrage und suchte deren Lösung durch den Gewinn eines Neudeutschlands übersee herbeizuführen.

Inzwischen ist zwar die deutsche Auswanderung auf $\frac{1}{3}$ der obigen Ziffer, auf 28000 per Jahr, zurückgegangen, aber die Bevölkerungszunahme ist die gleiche geblieben, und jede industrielle Krise kann die Zahl wieder anschwellen lassen.

Da nun jeder nach den Vereinigten Staaten auswandernde Deutsche einen doppelten Verlust für die Heimat bedeutet, insofern als er hier als Arbeitskraft ausfällt und unter dem Hochschutzzoll gegen sein altes Vaterland arbeitet, so ist die Gewinnung von eigenen Gebieten, die die deutschen Auswanderer aufnehmen, eine zwingende Notwendigkeit. In deutschen Kolonien bleibt derjenige, der das Mutterland verläßt, nicht nur deutscher Reichsangehöriger und der deutschen Sprache, Sitte, Recht erhalten, sondern seine Arbeit kommt auch dem deutschen Nationalwohlstand zugute, er wirkt und schafft auch draußen für sein Vaterland.

Mit dem gewaltigen Aufsteigen unserer Industrie, zumal der Weberei und Spinnerei, hat sich aber weiter die völlige Abhängigkeit derselben vom Auslande schmerzlich fühlbar gemacht. Die zu verarbeitenden Rohstoffe, Baumwolle, Schafwolle, Jute, Hanf, Flachs u. a., müssen von auswärts herangeholt und mit schwerem Gelde bezahlt werden, da der deutsche Boden sie entweder gar nicht oder nicht in genügender Menge hervorbringt. So wird an Baumwolle für 508 Mill. Mark, an Schafwolle für 357 Mill. Mark (Deutschland erzeugt nur für 200 Mill.), an Flachs und Hanf für 75 Mill., daneben an Häuten und Fellen für 370 Mill., an Holz für 231 Mill. Mark eingeführt, an Rohstoffen im ganzen für 3 Milliarden. Diese Riesensumme muß in Deutschland verdient werden, um dann ins Ausland abzufließen. Werden diese der heimischen Industrie unbedingt notwendigen Dinge in einer deutschen Kolonie erzeugt, so streichen Deutsche den Verdienst ein, und jene großen Summen gehen dem Nationalvermögen nicht verloren.

Für die gewaltige Masse der industriellen Erzeugnisse, von denen über 3 Milliarden Mark an Wert ausgeführt werden, müssen sichere Absatzmärkte gefunden werden, da weit über den Bedarf des Heimatlandes Werte geschaffen werden. Die meisten Großstaaten aber (Rußland, Frankreich, Amerika) schließen sich durch hohe Schutzzölle ab. Großbritannien und seine Kolonien folgen noch dem Grundsatz der offenen Tür und nehmen unsere Erzeugnisse zollfrei auf. Es ist jedoch

bekannt, daß eine mächtige Partei (Chamberlain) auch dort daraufhin arbeitet, das ganze britische Weltreich in einen Zollbund zusammenzuschließen. Damit würde der deutschen Industrie und dem deutschen Überseehandel ein tödlicher Schlag versetzt; denn dann gäbe es kaum noch Gebiete, die uns offen ständen. Auch diese Rücksicht drängt daraufhin, daß wir uns nach Gebieten umsehen, die unserer Industrie Absatzmärkte bieten, aus denen wir nicht durch fremde Gesetzgebung verdrängt werden können.

Dazu genügt es aber nicht, Kolonien zu erwerben, denn die Eingeborenen der tropischen Länder sind bedürfnislos und nicht aufnahmefähig für europäische Industrieerzeugnisse. Sie müssen erst zur Arbeit angeleitet, zu Bedürfnissen erzogen und so aufnahmefähig gemacht werden. Das ist eine Arbeit von Jahrzehnten, vielleicht von einem halben Jahrhundert. Jedes Kulturvolk, und vornehmlich eine schnell sich vermehrende große Nation hat sich also rechtzeitig nach solchen Absatzgebieten umzusehen und sie für seine Zwecke vorzubereiten und zu entwickeln. Wir Deutschen haben uns aber so lange mit der Aufrichtung unseres Nationalstaates beschäftigt, daß wir bei der Verteilung der Welt zu kurz gekommen sind. Jetzt haben wir das Nachsehen.

Wenn diese Gründe für die Notwendigkeit des Kolonialbesitzes nicht überzeugen sollten, der gibt vielleicht der Tatsache Raum, daß alle Mächte, die dazu in der Lage waren, Kolonien gegründet oder erworben haben und dadurch reich und mächtig geworden sind. Nicht Größenwahn und Machtthirst treiben die Völker über See, sondern das natürliche Gebot wirtschaftlicher Entwicklung und gesunden Ausdehnungstriebes. Wir Deutsche sind nur durch konfessionelle und politische Zwistigkeiten in unserer normalen Entwicklung um Jahrhunderte aufgehalten und zu der Rolle des Poeten verurteilt worden; wir haben alle Ursache das versäumte schnell nachzuholen und ohne Besinnen zuzugreifen, wo wir noch ein Stück der Erdoberfläche erhaschen können.

Kolonialbesitz bedeutet Macht und Anteil an der Welt-herrschaft. „Die Zivilisation der Menschheit ist seit 100

Jahren schon zur Weltwirtschaft geworden. Die Entwicklung des 20. Jahrhunderts geht unzweifelhaft dahin, daß nur noch Weltmächte im Räte der Völker Sitz und Stimme haben. Ohne Weltwirtschaft ist keine Weltmacht möglich. Ohne seine überseeische Politik müßte daher Deutschland zur Macht zweiten oder dritten Ranges hinabsinken, mag es dabei in Europa immerhin die stärkste Militärmacht bleiben. . . . Also, schon weil Weltwirtschaft zur Weltmacht unentbehrlich ist, muß Deutschland Kolonialpolitik treiben.“*)

Das Deutsche Reich nimmt unter den Kolonialmächten einen der bescheidensten Plätze ein. Sein Kolonialgebiet setzt sich, wie folgt, zusammen:

Togo	87 200 □ km	1 500 000 Einw.
Kamerun	495 000 "	3 500 000 "
Südwestafrika	823 500 "	200 000 "
Deutsch-Ostafrika	946 500 "	6 700 000 "
Neu-Guinea	2 408 26 "	404 000 "
Kaiser Wilhelmsland, Bismarck-Archipel, Salomons-Inseln, Karolinen und Marianen.		
Marshallinseln	405 "	15 000 "
Samoa	2 588 "	32 612 "
Pachtgebiet Kiautschou	501 "	120 041 "

insgesamt 2 596 500 □ km 12 500 000 Farbige und 9200 Weiße.

Dagegen weisen die anderen Mächte folgende Zahlen in ihren Kolonialreichen auf:

Asiatisches Rußland	16 687 947 □ km	12 015 683 Einw.
Britische Kolonien	28 812 100 "	346 114 000 "
Französische "	10 984 400 "	50 200 000 "
Niederländische "	2 045 647 "	37 879 000 "
Kongostaat (Belgisch)	2 382 800 "	20 000 000 "
Portugiesische Kolonien	2 090 000 "	7 270 000 "

*) Dr. Hübbe-Schleiden: „Warum Weltmacht? Der Sinn unserer Kolonialpolitik“, Vortrag, Hamburg 1906. Friederichsen & Co.

In diesen Ziffern liegt die Macht und der Reichtum der betreffenden Staaten begründet. —

Es sollen nun die einzelnen deutschen Kolonien näher beleuchtet werden.

2. Togo und Kamerun.

Togo ist die kleinste unter den deutschafrikanischen Besitzungen, es hat unter dem Einfluß der neidischen Nachbarn nur eine Küstenausdehnung von 70 km gewonnen. Ins Innere erstreckt es sich auf etwa 600 km bei einer Breite von 200 km. Immerhin ist es an Flächeninhalt noch um 10000 □ km größer als das Königreich Bayern.

Es erstreckt sich vom 6. bis zum 11. Grad nördl. Breite, liegt also im vollen Tropengürtel. Seine Küste zeigt durchweg Lagunenbildung. Vor derselben steht beständig die schwere Brandung, die die ganze afrikanische Westküste so wenig zugänglich macht. Der Regenfall ist weniger bedeutend als in anderen Tropenländern. Togo gehört zu den sogenannten trockenen Tropen mit 130 Regentagen und 1000 mm Regenfall durchschnittlich im Jahr. Das Land steigt von der Küste nach dem Inneren allmählich an, Misahöhe liegt auf 450 m, Bismarckburg auf 710 m Meereshöhe, weiter nördlich bei Sokodé sind Höhen von 600 m gemessen. Von Wasserstraßen ist die hauptsächlichste, der Volta, mit seinem Quellgebiet und seiner Mündung der britischen Kolonie „Goldküste“ verblieben, er bildet nur in einem Teile seines Laufs die Grenze. Einer seiner Nebenflüsse, der Oti, und im Osten der Moni sind die einzig nennenswerten Flußläufe. Der Boden des Landes besteht vorwiegend aus Laterit, der charakteristische Baum des Landes ist an der Küste die Kokospalme, im Innern die Ölpalme.

Die Bevölkerung bilden die Ewe-Neger, ein der europäischen Zivilisation und dem Christentum zugänglicher, fried-

licher, auch der Arbeit nicht ganz abgeneigter Stamm. Die Volksdichtigkeit ist mit 17 Köpfen auf den Quadratkilometer für afrikanisch-tropische Verhältnisse recht bedeutend. Seit langen Jahrzehnten haben Bremer Handelshäuser (S. R. Vietor, C. Goedelt, Bros & Co., Liebau & Clasen, C. Kenzler) sich an der Küste dieses Gebiets niedergelassen und Tauschhandel vornehmlich auf Ölfrüchte und Kautschuk mit den Eingeborenen getrieben. Die Norddeutsche Missionsgesellschaft (Bremen) ist ihnen gefolgt, und ihre Lehre hat bei den zugänglichen Eweleuten erfreuliche Ausbreitung gefunden. Später hat sich auch die katholische Herz-Jesu-Mission in der Hauptstadt Lome niedergelassen, dort eine stattliche Kirche gebaut und eine Schule eingerichtet.

Die Verwaltung des Gebiets wird durch den kaiserlichen Gouverneur von Lome aus geleitet, der friedliche Charakter der einheimischen Bevölkerung hat bisher keine kriegerische Tätigkeit und daher auch nicht die Aufstellung einer Schutztruppe erforderlich gemacht. Eine bescheidene Polizeitruppe reicht aus. Regierungsstationen sind im Innern in Misahöhe, Kpandu, Atakpame, Bismarckburg, Sokode, Basari, Zendi und Sansane—Mangu eingerichtet. Die Kolonie hat seit ihrem Bestehen keinen Reichszuschuß erfordert, sondern ihre Verwaltung aus eigenen Mitteln bestritten.

Die wirtschaftliche Entwicklung des Togogebiets vollzieht sich in gesunder, langsam aber gleichmäßig aufsteigender Richtung. Die Einfuhr betrug 1903 5,9, 1904 6,9, 1905 7,76 Mill. Mark, sie hat sich also gleichmäßig gehoben. Die Ausfuhr (vornehmlich Palmkerne, Palmöl, Kautschuk, Mais) stieg von 1903 mit 2,4 Mill. auf 1904 mit 3,5, 1905 mit 3,9 Mill. Mark an Wert. Die hier angeführten Landeserzeugnisse kommen durch die Eingeborenen freihändig in den Handel, doch wird neuerdings der Kautschuk durch Kikrya- und Manihot-Anpflanzungen in Plantagen erzeugt. Das wichtigste Zukunftsprodukt für die Kolonie aber ist die Baumwolle.

Nachdem das kolonialwirtschaftliche Komitee in Berlin durch seine Sachverständigen den Boden Togos als für Baumwollbau gut geeignet festgestellt hatte, ist vor allem die „Deutsche

Togogefellschaft" auf ihren zahlreichen Pflanzungen energisch mit dem Anbau vorgegangen. Von 1903 zu 1904 stieg die geerntete Menge von 32000 auf 108000, und 1905 trotz außergewöhnlicher Trockenheit auf 128750 Kilogramm. Der Bericht der Baumwoll-Inspektion sagt u. a.: „Obgleich das augenblickliche Kulturniveau der Eingeborenen und die äußeren Lebensverhältnisse einen sehr langsamen Fortschritt der Baumwollkultur bedingen, so kann sie doch in späteren Jahren noch sehr weit ausgedehnt werden. Man darf annehmen, daß nach weiteren 10 Jahren energischer Förderung der Baumwollkultur eine jährliche Ernte von 20000 Ballen à 500 Pfund wird erzielt werden können“. Wie überall in Afrika liegt auch hier die große Schwierigkeit in der Heranziehung der Arbeitskräfte. Der bedürfnislose Neger verkauft lieber die ihm zuwachsenden Ölfrüchte oder geht in den Busch und sammelt Kautschuk, als daß er sich zu regelmäßiger Akkordarbeit auf einer Baumwollpflanzung unter Aufsicht und Kontrolle europäischer Beamten verdingt. Dies Übel kann nur die Zeit und die allmähliche Gewöhnung der Eingeborenen an Kultur und deren Bedürfnisse abstellen. Die zweite Schwierigkeit ist der Mangel an Verkehrsmitteln, da der Stich der Tsetsefliege den Gebrauch von Zugvieh unmöglich macht. Trotzdem ist man jetzt eifrig bemüht, in geeigneten Strichen Zugvieh zu züchten und durch die Baumwollschulen die Eingeborenen an die Pflugkultur zu gewöhnen. Das Gelingen dieses Bestrebens wäre ein großer Kulturfortschritt für das ganze tropische Afrika.

Um das Hinterland mit der Küste in Verbindung zu setzen, ist man gegenwärtig mit dem Bau einer Eisenbahn von Lome nach Palimé beschäftigt, die Anfang 1907 dem Betrieb übergeben wird. Entlang dieser Bahn werden die Gin-(Entfernungs-)maschinen für Rohbaumwolle aufgestellt, und die Pflanzungen werden ebenso möglichst in der Nähe der Bahntrasse angelegt. Das Reich hat der Kolonie das Baukapital vorgeschossen, die Kolonie ist aber in der Lage, die Verzinsung selbst zu übernehmen. Der Weiterbau der Eisenbahn von Palimé über Atakpame in Richtung auf Sokodé

ist bereits beschlossen, und die Vorarbeiten sind in Angriff genommen. Von Lome nach Aneho führt eine Küstenbahn.

Ein erfreuliches Zeichen für den wirtschaftlichen Aufschwung der Kolonie ist die gegenwärtig vollzogene Erhöhung des Kapitals der deutschen Togo-Gesellschaft von 750 000 auf 1 Mill. Mark. Die Gesellschaft beabsichtigt damit ihren Betrieb zu vergrößern, eine Anzahl von Faktoreien im Innern anzulegen, ihre Kakaos- und Kautschukpflanzungen zu vergrößern, und sich an der Pflanzungsgesellschaft in Apame zu beteiligen.

Die wirklichen Einnahmen Togos haben 1904 das Einnahmefoll des Budgets um 410 000 Mark überstiegen. Für die Folge werden zwar die Ausgaben für die Verzinsung und Tilgung des Dreimillionen-Reichsdarlehens den Etat stärker belasten. Dafür wird die Eisenbahn dem Handel neue Absatzgebiete erschließen und dadurch die Einnahmen steigern.

Die Reichstagsabgeordneten, die im Herbst 1905 Togo besuchten, haben den günstigsten Eindruck sowohl von der gegenwärtigen Verwaltung der Kolonie wie von deren wirtschaftlicher Entwicklung gewonnen. —

Die zweite deutsche Kolonie an der Guineaküste zeichnet sich durch ihre eigentümliche, besonders vorteilhafte Lage aus. Während der große Kontinent Afrika fast gar keine Gliederung aufweist, ist Kamerun gerade an der tiefsten Einbuchtung gelegen, die am leichtesten ein Eindringen zum Mittelpunkt des dunklen Erdteils gestattet. Dieser Umstand sowohl wie die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens lassen es erstaunlich erscheinen, daß dies Gebiet bis in die neueste Zeit herrenlos geblieben ist und für Deutschland noch zu haben war. Leider sind wir bei der Regulierung der Besitzverhältnisse im Hinterlande Dank der gleichgültigen Behandlung dieser Fragen seitens deutscher Diplomaten sehr schlecht gefahren. Statt die Grenzlinie vom Rio del Rey naturgemäß senkrecht zur Küste in der Richtung auf Ibi am Benue zu ziehen, hat Großbritannien es durchgesetzt, daß das ganze Gebiet des Benue, eines von deutschen Forschern erschlossenen Stromes, bis oberhalb Zola zu Britisch-Nigeria geschlagen, und die deutsche Küste ihres Hinterlandes beraubt wurde. Durch gleich unglückliche Ver-

handlungen mit Frankreich gelang es diesem, das deutsche Hinterland in östlicher Richtung willkürlich zu beschneiden, die Westgrenze des Congo français bis auf 600 km an die deutsche Kamerunküste vorzuschieben und der deutschen Kolonie eine den Spott herausfordernde Grenzgestaltung zu geben.

Kamerun dehnt sich in der ihm endgültig gegebenen Form vom 2. bis zum 13. Grade nördl. Breite, vom Guineabusen bis zum Tjadsee aus, den es westlich der Mündung des Schari mit einer kurzen Küstenstrecke berührt. Es zerfällt in drei ganz verschiedenartige Gebietsteile, den feuchtheißen Küstenstrich, das ansteigende Grasland und die Hochebene von Adamaua und Bornu, soweit es an diesen ehemaligen Reichen beteiligt ist. Die landläufige Beurteilung erfährt die Kolonie zumeist nach dem Küstengebiet, das mit der größten Regenmenge (7—8000 mm im Jahre) die gewaltigste Fruchtbarkeit im Pflanzenreiche, aber auch große Sterblichkeit unter den Europäern verbindet. Unmittelbar an der Küste erhebt sich der Kamerunberg mit seinem vulkanischen Kegels auf 4070 m über See, sein Haupt ist beständig in Wolken gehüllt, und diese senden die Wasser und Nebelmassen auf das Küstengebiet hernieder.

Das Innere ist noch nicht genügend erforscht, da bis vor kurzem die Negerstämme der Küsten-Urwaldzone dem Eindringen der Europäer vom Meere her die größten Schwierigkeiten entgegensetzten, um sich ein Handelsmonopol zu wahren. Immerhin ist der stark gebirgige Charakter festgestellt, und es sind in Adamaua Höhen von 2500 und 3000 m gemessen. Zum Tjadsee, der auf nur 250 m Meereshöhe liegt, fällt dann das Gelände wieder ab.

Der Wasserreichtum ist sehr bedeutend. Das Land entwässert sich im Norden nach dem Schari und Tjadsee, im Nordwesten zum Benue, im Südosten durch den Dscha und Sfanga zum Kongo; endlich fallen eine große Anzahl bedeutender Flüsse, zum Teil wie der Rio del Rey, der Njong und Lokandje direkt in den Ozean, die übrigen, Mungo, Wuri, Dibambu, der Sanaga mit dem Mbam in das gewaltige Seebecken von Duala, ein Ästuarium großartigsten Stils, von dem Herr

Dr. Semler*), M. d. R., schreibt: . . . „Die wiederholte Überquerung des breiten Stromes vor Dualla, die Befahrung der sogenannten Creeks, welche durch Einschnitte in den Mangrovensümpfen das Ästuarium verzweigen, bei Ebbe und Flut spülend wirken müssen und von Süden auch noch das Wasser des Sanaga der Kamerunbucht zuführen, ferner die Befahrung dieses gewaltigen Stromes, welcher so breit ist wie etwa die Elbe unterhalb Hamburgs, sodann des Wuri, der so breit wie unsere Oder in das Kamerun-Gaß ausmündet, haben langsam die Überzeugung in mir wachgerufen, daß es sich hier um ein Stromgebiet ersten Ranges handelt und zugleich um einen Küsteneinschnitt, der mit wahrscheinlich nur geringen Hilfen zu einem ersten Hafen der Welt ausgestaltet werden kann.“

Wie beschämend ist es für die deutsche Kolonialverwaltung, daß bisher auch nicht das mindeste geschehen ist, um dies Geschenk der Natur nach irgend einer Richtung für den Weltverkehr und für die Ausnutzung der Bodenschätze des Landes zu verwerten!

Leider ist der Eingang in das Innere des Landes auf keinem der genannten Ströme und Flüsse möglich, da sie sämtlich durch bedeutende Wasserfälle, der Terrassenbildung der Küstenlandschaft entsprechend, der Schifffahrt schon nach 50 bis 70 km landein energisch Halt gebieten. Die einzige Stromstraße ins Innere bildet der Niger-Benue, der nur unglücklicher Weise in britischem Besitz ist und von britischen Dampfern befahren wird. Im Übrigen müssen die Eingangsstraßen künstlicher Natur sein, und es ist höchste Zeit, daß die Durchführung dieser Arbeit beginnt, wovon weiter unten die Rede sein wird.

Das wichtigste für die Kultivierung eines Tropenlandes ist die einheimische Bevölkerung, da nur durch diese das Land tatsächlich bearbeitet werden kann. Es ist bezeichnend für die geringe Kenntnis, die wir bis jetzt vom Kamerungebiet haben, daß die Volkszahl amtlich auf $3\frac{1}{2}$ Million angegeben wird, hervorragende Forscher aber, wie Professor Wohltmann

*) Togo und Kamerun, Eindrücke eines Abgeordneten, Leipzig, Wilhelm Weicher, 1905.

sie auf das doppelte einschätzen, andere sogar 10 Millionen annehmen. Jedenfalls ist für dies fruchtbare ergiebige Land eine starke Bevölkerung der größte Reichtum und die beste Garantie für die wirtschaftliche Entwicklung.

Die so seltsam abgegrenzte, aus dem Innern Afrikas herausgeschnittene deutsche Kolonie weist zwei ganz verschiedene Volkszweige der Negerrasse auf. Das Urwald-Küstengebiet und das Grasland bewohnen heidnische Bantustämme, von denen die Duala, Bakoko, Bali und Bahuta am meisten genannt worden sind; das Hochland von Adamaua bevölkern muhamedanische Sudannegerstämme, als herrschende Klasse die Fulbe, als Kaufleute, Handwerker, Arbeiter die Haussa. Für die deutsche Herrschaft mit ihren geringen Machtmitteln im Verhältnis zu dem weiten Raume ist es von großer Bedeutung, daß die Negerstämme unter einander keine politische Verbindung haben, sondern sogar in gegenseitiger Fehde leben. Die Bantustämme stehen noch auf tiefer Kulturstufe, sind träge und müssen zur Arbeit angehalten werden; Vielweiberei und Halten von Hausklaven sind die Reste alter Gewohnheitsrechte. Erst längere Berührung mit der europäischen Kultur und die allmähliche Einwirkung christlicher Missionsarbeit werden darin Wandel schaffen. Trotz der überlegenen Bewaffnung der Deutschen zeigen wiederholte Erhebungen, Aufstände und Überfälle von Faktoreien die Unüberlegtheit, den Trotz und die Abneigung der Wilden gegen die europäische Kultur. Erziehung zur Arbeit durch moralischen Zwang ist das einzige Mittel, um jenen Trotz zu brechen und den fruchtbaren Boden des Landes auszunützen.

Die Fulbestaaten in Adamaua stehen ganz auf dem Boden alter islamitischer Kultur. Sie gehorchen einer Anzahl Teilfürsten, Lamidos, die früher sämtlich dem Emir von Zola unterstellt waren. Der herrschende Fulbestamm ist von heller Farbe, betreibt die Zucht edler Pferde und bildet selbst gut bewaffnete Reitergeschwader, die das Staunen der von der heißen Guineaküste heraufkommenden Reisenden hervorrufen. Bislang haben sie mit dem deutschen Gouvernement guten Frieden gehalten.

Die Haussa sind gleichfalls ein intelligenter Stamm, der besonders geschickt im Handelsverkehr ist und den Warenaustausch zwischen den Häfen des mittelländischen Meeres und den am Niger und Sanaga wohnhaften Negern vermittelt. Bis zum Auftreten der Deutschen vor der Kamerunküste war es den Haussa nicht geglückt, den Ring zu sprengen, mit dem die Duala die Urwaldzone gesperrt hielten. Neuerdings sind große Karawanen von Haussahändlern an der deutschen Küste erschienen, um dort die Waren des Sudans und Nordafrikas feil zu bieten.

Die natürlichen Erzeugnisse des Landes, die der Neger an die Küste zu Markte bringt, sind Kautschuk (3,3 Mill. Mark), Palmkerne (1,2 Mill.), Elfenbein (0,9 Mill.), Palmöl (0,8 Mill.). Europäischerseits ist die feuchte Hitze des Klimas und der vulkanische Boden rund um den Kamerunberg für den Anbau von Kakao ausgenutzt worden. Die Kakaopflanzungen mehren und vergrößern sich mit jedem Jahr, Kamerunkakao hat sich längst den Weltmarkt erobert und genießt einen sehr guten Ruf. Die Ausfuhr belief sich 1904 auf 1,043 Mill. Mark an Wert (gegen 928 000 Mark im Vorjahr). Die Gesamtausfuhr beläuft sich auf 7,6 Mill. Mark.

32 große Firmen und Gesellschaften (darunter 6 englische) betreiben Handels- und Pflanzungsgeschäfte in der Kolonie. Die meisten derselben sind mit zahlreichen Faktoreien und Pflanzungsunternehmen vertreten. Die durch diese Firmen eingeführten Waren stellen einen Wert von 8,7 Millionen Mark dar.

Mit Baumwolle sind auch hier Pflanzungsversuche gemacht worden. Die nächste Umgebung des Kamerunberges dürfte aber der großen Regenmenge wegen, die für die Ernte gefährlich wird, weniger in Betracht kommen als regenärmere Gebiete des Südbezirks und des Hinterlandes jenseits des Urwaldgürtels und der Ölpalmenzone. Das kolonialwirtschaftliche Komitee hat 1906 eine Expedition nach dem Bamum-Gebiet entsandt, die die Baumwollvolkskultur in Gemeinschaft mit den dortigen Häuptlingen vorbereiten soll. Ebenso berichtet der kaiserliche Resident in Adamaua über den Fortschritt der

Baumwollkultur im dortigen Bezirk, der er die größte Aufmerksamkeit und Anspornung zu teil werden lasse.

Zwei Gesellschaften haben von der Reichsregierung bedeutende Landkonzessionen zur Erschließung einzelner Gebietsteile erhalten. Die Nordwestkamerun-Gesellschaft bearbeitet eine Landkonzession von der etwaigen Größe des Königreichs Bayern in ungefährender Dreiecksform zwischen der britisch-deutschen Grenze und einer Linie von Kontscha nach dem Sanaga. Die Gesellschaft sucht zunächst Gewinn aus Kautschuk und Palmöl zu ziehen, es sind zahlreiche Handelsfaktoreien errichtet, namentlich aber das ganze Konzessionsgebiet durch die kühnen Züge der Hauptleute Ramsay und Glauning aufgeschlossen. Neuerdings sind mehrere Kautschukpflanzungen angelegt, auf denen Kikriabäume gepflanzt werden.

Die Gesellschaft Südkamerun hat ihr Gebiet im äußersten Südoften der Kolonie, vom 4. Grade südl. Breite und vom 12. Grade östl. Greenwich bis zur Landesgrenze. Auch hier hat sich die Ausnützung der Konzession zunächst auf Erforschung des Gebiets und auf Herausholen des Kautschuks aus den Wäldern erstreckt, indem man Küstenneger ins Innere entsendet. Die Leitung dieser Gesellschaft befand sich früher in Brüssel in den Händen des bekannten Obersten Thys von der Kongostaat-Verwaltung. Seit 1903 ist die Leitung nach Hamburg verlegt worden.

Beiden Gesellschaften ist die Konzession auf 50 Jahre erteilt worden. Man kann solchen Konzessionen sehr skeptisch gegenüber stehen; bei der Hilflosigkeit der Kolonialverwaltung aber gab es hier kaum ein anderes Mittel, um in das Hinterland einzudringen und dessen Reichtum zu erschließen. Ebenso wie bei der dereinstigen Festlegung der Grenzen hat sich auch bei der Erschließung des Landes das Gouvernement nicht energisch genug gezeigt. Die Kolonie hat nur die Hälfte des Flächeninhalts von Deutsch-Ostafrika. In letzterem sind Land und Leute durch unzählige Forscherreisen bekannt geworden, das Gouvernement steht mit jedem Teile des Gebiets in Verbindung und übt entsprechenden Einfluß. In Kamerun ist weder die äußere Bodengestaltung vollständig erforscht, noch ist man über

die Volkszahl und die Zusammensetzung der Bevölkerung ausreichend orientiert. Man kann nur sagen, die Kolonie ist sträflich vernachlässigt worden.

Wenn irgendwo, so ist hier der Bau von Eisenbahnen geboten als das einzige Mittel, das Innere wirtschaftlich aufzuschließen und es der Küste näher zu rücken. Da der Niger-Benue einen gewaltigen Bogen beschreibt, und die Fahrt nur durch Ausland und auf fremden Schiffen möglich ist, die übrigen Flüsse des Landes aber unüberwindliche Schwierigkeiten bieten, so muß der Weg ins Innere künstlich hergestellt werden. Dazu sind zwei Linien von der Natur vorgeschrieben:

die eine von dem herrlichen Naturhafen Duala in nördlicher Richtung quer landein bis zum Tsadsee,

die andere in Südkamerun von Kribi in östlicher Richtung. Vielleicht ist für später eine dritte Linie von Duala den Sanaga aufwärts zu erhoffen. Die erstere Linie, Duala — Manengubaberge, ist in diesem ihrem küstennahen Teile vom Reichstage bewilligt und bereits im Bau. Sie beginnt bei Hickory an der Dualabay, steigt bis Lala auf 300 m Meereshöhe an und muß dann mit dem Charakter einer Gebirgsbahn 900 m Höhe erklettern. Sie durchbricht den Urwaldgürtel und erreicht südlich der Manenguba-Berge (diese steigen bis 2100 m) das Grasland. Diese kurze Trasse von 160 km Länge erfüllt somit den nächsten Zweck, sie erschließt an der Küste ein reiches Plantagengebiet und beseitigt ein für alle mal den lästigen Zwang der Küstenneger auf den Durchgangshandel nach dem Innern.

Nördlich der Manengubaberge erreicht die Bahn das Gebiet der Gesellschaft Nordwestkamerun. Es ist ganz selbstverständlich, daß alles aufgeboten werden wird, die Trasse alsdann quer durch das Konzessionsgebiet über Banjo, Gaschaka, Kontscha zu verlängern und sie in späteren Zeiten bis zum Tsadsee fortzusetzen. Wieviel weiter wäre die wirtschaftliche Entwicklung der Kolonie, wenn der Bahnbau um zehn Jahre früher in die Wege geleitet wäre! Die Baumwollkultur ist vollständig von dem Fortschreiten der Bahnlinie ins Innere abhängig.

Die beiden übrigen Bahnlinien sind noch reine Zukunftsmusik; es bedarf erst energischer, weitsichtiger Leute, um sie ins

Leben zu rufen. Das dringende Bedürfnis und der naheliegende Vorteil, den jede Eisenbahn der wirtschaftlichen Entwicklung des Tropenlandes bringt, wird hoffentlich das Tempo des kolonialen Bahnbaues im allgemeinen beschleunigen.

Die Verwaltung der Kolonie ruht in den Händen des kaiserlichen Gouverneurs, der seinen Sitz in Buea am Osthange des Kamerunberges auf 1000 m Meereshöhe hat, während die Beamten des Gouvernements und die Kaufleute in Duala wohnen. Bezirksämter sind in Viktoria, Duala, Edea (am Sanaga) und Kribi (Südkamerun) eingerichtet. Das Innere des Landes wird von den verschiedenen Regierungsstationen aus verwaltet. Im tieferen Hinterlande sind nur Joko und Banjo als solche vorhanden, und in Adamaua ist die deutsche Herrschaft nur durch Residenten in Garua und Küßeri am Schari vertreten. Wie gering noch der Einfluß der deutschen Verwaltung auf die eingeborene Bevölkerung ist, zeigt sich in den kläglich geringen Erträgen der Hüttensteuer, die bisher nur in wenigen Bezirken durchgeführt werden konnte.

Die Schutztruppe hat eine ungefähre Stärke von 1270 Köpfen (40 Offiz., 11 Ärzte, 79 Untfz., 1150 farbige Soldaten.) Außerdem befinden sich Polizeisoldaten auf den einzelnen Stationen.

Es bedarf keiner Prophetengabe, um Kamerun eine bedeutende wirtschaftliche Entwicklung und eine große Zukunft vorauszusagen. Seine günstige Lage, seine guten Häfen, sein tiefes Hinterland mit einer kultivierten intelligenten Bevölkerung, endlich sein mächtig fruchtbarer Boden sind die gegebenen Vorbedingungen dazu. Sobald die Kolonialverwaltung dem Lande mehr Aufmerksamkeit zuwendet, die dringendsten Bedürfnisse befriedigt, Eisenbahnen und Straßen baut, die Häfen ausgestaltet und militärisch schützt, so muß sich hier eine blühende Kolonie entfalten. Bisher haben Knaußerei und Ängstlichkeit dies natürliche Aufblühen zurückgehalten.

3. Deutsch-Südmwestafrika.

Herr Prof. Dr. K. Dove hat seinem vortrefflichen Buche über D. S. A. *) eine Karte der Kolonie beigelegt, der eine Deckkarte des Deutschen Reiches aufgelegt ist. Danach fällt Königsberg nördlich vom Ngamisee, der Lymfjord in die Nordgrenze der Kolonie östl. des Kunene, Mülhausen i. E. deckt sich etwa mit Lüderitzbucht, Innsbruck mit Keetmanshoop, Venedig und Triest fallen auf den Lauf des Oranjeflusses. Dieser Vergleich gibt ein anschauliches Bild von den Größenverhältnissen des Landes, die wir uns so schwer vergegenwärtigen können, und die wir so leicht übersehen, da die Bevölkerung so sehr dünn ist.

830 960 Quadratkilometer Fläche und 200 000 Bewohner sind ein schreiender Gegensatz, sie bedeuten 0,2 Menschen auf 1 Quadratkilometer oder 1 Person auf 5 Quadratkilometer, während in Togo 23, in Kamerun 7 Seelen auf 1 Quadratkilometer kommen. Man muß also hier mit absoluter Menschenleere rechnen, und das ruft unwillkürlich den Eindruck afrikanischer Wüste, eines ganz unverwertbaren Landes hervor, ein Begriff, der dem deutschen Philister von vornherein mit dem Erdteil Afrika verbunden erscheint. Dazu kommen die im Januar 1904 über das Land hereingebrochene Katastrophe, der länger als zwei Jahre währende männermordende und Kapitalien verschlingende Krieg, die unliebsamen Auseinandersetzungen im Reichstage und in der Presse über den geringen Wert des Gebiets, die insgesamt im deutschen Vaterlande ein überaus ungünstiges Urteil über das Stiefkind und den Pechvogel unter den deutschen Kolonien erzeugt haben.

Und doch hat gerade D. S. A. seine besondere Bedeutung für unser Volk. Es ist das einzige unter den deutschen Kolonialgebieten, das außerhalb des Tropengürtels in der geographischen Breite zwischen dem 17. und 29. Grade liegt und dadurch das einzige uns zugefallene Siedlungsland, das deutsche Auswanderer aufnehmen kann. Da nun unsere koloniale Be-

*) Deutsch-Südmwestafrika, von Prof. Dr. Karl Dove. Süßerotts Kolonialbibliothek. Band 5. Berlin 1903.

wegung vornehmlich auf solche Auswanderungsgebiete gerichtet war, so muß diesem eine besondere Bedeutung und Wertschätzung zugebilligt werden. Freilich wiederholt sich hier das alte Gesetz: Die Weltgeschichte hat dem deutschen Volke in seiner tausendjährigen Entwicklung keinen einzigen Erfolg in den Schoß geworfen, sondern hat es mühsam um jeden Fortschritt ringen lassen. So geht es uns mit dem Kolonialbesitz im ganzen wie mit der Herrichtung dieses Gebiets zu einem „Neudeutschland“ im besondern. Die Schwierigkeiten, die wir hier gefunden, die schweren Fehler, die wir hier gemacht haben, dürfen deshalb nicht abschreckend wirken, sondern müssen deutsche Energie, Zähigkeit und Fleiß anspornen, gerade aus diesem Lande etwas besonderes zu machen. Nachdem nun so viel teures Blut dort geflossen ist und so bedeutende Kriegskosten dort verausgabt sind, kann von einem Nachlassen in der Entwicklung des Landes keine Rede sein sondern die höchste Energie muß eingesetzt werden, um etwas des deutschen Namens würdiges aus der „Sandwüste“ zu schaffen.

Eine weitere Betrachtung muß unsern Eifer in dieser Richtung noch anspornen. D. S. A. ist eins der trockenen Steppengebiete der südlichen Erdhalbkugel, nicht besser, aber auch nicht schlechter als Australien, Britisch-Südafrika und Teile des südlichsten Südamerika. Alle diese Gebiete sind durch Weiße bereits schon mehr oder weniger stark besiedelt, und die Erfahrung des ersten Kolonialvolks der Welt, der Briten, lehrt, daß diese Siedlungskolonien mit weißer Bevölkerung einen viel höheren Wert für das Mutterland haben als die sogenannten „reichen“ Tropenländer mit farbiger Bevölkerung. Die drei britischen Siedlungsländer (Australien, Südafrika und Kanada) mit zusammen 13 Millionen weißer Bevölkerung haben mit Großbritannien einen Warenumsatz von 2000 Mill. Mark im Jahre, während die übrigen Kolonien mit etwa 335 Millionen Farbiger einen Umsatz von 2100 Mill. Mark mit den britischen Häfen haben. Der gewaltige Unterschied von 1 : 26 erklärt sich einfach aus den bestimmten Bedürfnissen jedes Weißen übersee an Artikeln und Waren

aus der Heimat und der gänzlichen Bedürfnislosigkeit der Farbigen, die von einem geringen Quantum Reis leben und ebenso an Bekleidungsstoffen mit einem Mindestmaß sich behelfen. Eine Farmerfamilie wird durchschnittlich im Jahr auf einen Bedarf von 2 bis 3000 Mark an europäischen Waren geschätzt. Zehntausend solcher Familien schaffen dem Mutterlande also einen Erwerb von 20 bis 30 Mill. Mark. Das ist die Bedeutung, die diese Siedlungskolonie für die deutsche Industrie gewinnen soll, und deshalb ist im Grunde jeder deutsche Geschäftsmann an der Zukunft D. S. N.'s beteiligt.

Sehen wir uns nun das Land in Bezug auf seine Lage und äußere Bodenbeschaffenheit an. Teils subtropisch, teils der gemäßigten Zone angehörig erstreckt sich das deutsche Gebiet vom Kunene bis zum Oranjefluß mit einer Küstenausdehnung von fast 1400 Kilometern einer Tiefe landeinwärts von 1000 Kilom. im Norden, 500 Kilom. an der Südgrenze. Das Schmerzlichste ist die Hafenlosigkeit der langen Küste, die das Land stets vom Weltverkehr fern gehalten hat. Der eine gute Hafen, Walfischbay, befindet sich in britischem Besitz, der weitere brauchbare, Lüderitzbucht, ist nur für die Erschließung des äußersten Südens geeignet. Mit großen Mühen und Kosten hat die deutsche Verwaltung an dem Nordufer der Swakopmündung durch Molenbau eine einigermaßen brauchbare Landungsstelle geschaffen, die leider stark der Versandung ausgesetzt ist, so daß der Verbindung zwischen Seeschiffahrt und Landverkehr noch immer die größten Schwierigkeiten entgegenstehen. Dafür steht aber Swakopmund durch das Flußtal eine brauchbare Fahrstraße in das Innere zur Verfügung, während Walfischbay und Lüderitzbucht durch einen gewaltigen Dünengürtel vom Hinterlande getrennt sind.

Diese Sanddünen, die in wechselnder Breite bis zu 100 Kilometer ins Innere sich erstrecken, sind das Hauptabschreckungsmittel gewesen, das Innere des Landes aufzusuchen. Erst hinter diesem Gürtel beginnt das Steppenland, das in Terrassen nach dem Innern ansteigt und je nach seiner Lage zum Äquator, nach seiner Meereshöhe und seiner Befeuchtung durch Niederschläge eine mehr oder minder reiche Pflanzendecke oder

kahle Fläche zeigt. Besonders charakteristisch ist der starke Anstieg, der bei der Beurteilung des Landes so oft übersehen wird. Windhuk im Tale des oberen Swakop liegt auf 1625 m, also ziemlich genau in Höhe der Schneekoppe, Rehoboth auf 1400 m, Gibeon auf 1130 m, Keetmanshoop auf 1030 m Höhe. Die Nuasberge dicht südlich Windhuk erheben sich bis 2130 m, die Bergzüge östlich Okahandja bis 2200, am oberen Omatako bis zu 2600 m, der Waterberg auf 1900 m. Das sind zum Teil alpine Höhen, die man sich vergegenwärtigen muß, um die Wegelosigkeit, die Schwierigkeiten des Reisens und des Kriegsführens zu begreifen. Zahlreiche deutsche Offiziere und Soldaten sind im Laufe der beiden Kriegsjahre 1904/5 mit Herzleiden behaftet zurückgeschickt worden, die durch die hohe Lage des Kriegstheaters, die dünne trockene Luft und die außerordentlichen Anstrengungen hervorgerufen sind.

Die Trockenheit der Luft wird erzeugt durch eine kalte Küstenströmung, die von Süden nach Norden beständig die Küste bespült, durch ihre Ausdünstung starken Nebel erzeugt und die von Westen heranziehenden Wolken zum Niederschlag auf der See veranlaßt. Daher der geringe Regenschlag, der D. S. A. zu einem der regenärmsten Landstriche der Erde macht. Dazu kommt die durchlässige Beschaffenheit des Bodens, der das Regenwasser leicht durchsickern läßt, so daß ein großer Teil der Flüsse in der trockenen Zeit nur unterirdisch Wasser führt, während ihr Flußbett trocken liegt. Die Wasserarmut, die Notwendigkeit Wasser erst durch Graben und Bohren zu erschließen oder es in der Regenzeit durch Staudämme anzusammeln, ist für das ganze weite Gebiet typisch. Als Flüsse im europäischen Sinne können nur die beiden Grenzflüsse, der Kunene im Norden und der Oranje im Süden bezeichnet werden. Die „Riviere“ D. S. A.'s haben die Eigentümlichkeit, nur gelegentlich — nach der Regenzeit — „abzukommen“ d. h. ihr Bett zu füllen und Wasser zur Küste abzuführen.

Die Vegetation ist im ganzen der Trockensteppe entsprechend, von den Galeriewäldern entlang der Flußbette abgesehen Steppengras, Dornbusch („Wachtenbeetje“) und Akazien

sind die charakteristischen Pflanzenformen. Selbstverständlich ist der Graswuchs nach den Jahreszeiten verschieden, und dementsprechend auch der Anblick des ganzen Landes. Wenn aber auch das Gras schnell trocknet, so hält es doch außerordentlich lange seine Nährkraft und bildet ebenso wie die Blätter des Dornbursches ein ausgezeichnetes kräftiges Viehfutter. Pferde, Rindvieh und Schafe gedeihen hierbei ohne Kraftfutter. Dies ist eins der Geheimnisse und der Schätze des Landes.

Mit dieser eigenartigen äußeren Beschaffenheit der Oberfläche muß gerechnet werden, um den wirtschaftlichen Wert der Kolonie zu bestimmen. Der geringe Regenfall, die dünne oder ganz fehlende Ackerkrume, der geringe Wassergehalt des Bodens schließen den Ackerbau in großem Stil aus. Landwirtschaft wird im größeren Maßstabe nur an besonders begünstigten Stellen, unterhalb anzulegender Staudämme zu betreiben sein. Die Ansiedler werden auch dort lieber Futterkräuter, vor allem die dankbare Luzerne anbauen und den Körnerbau höchstens für den eigenen Bedarf betreiben. An die Ausfuhr von Getreide ist nicht zu denken, um so weniger als der argentinische Weizen in D. S. A. billiger zu stehen kommt als das unter so großen Schwierigkeiten im Lande zu erzeugende Brotgetreide. Die deutschen Agrarier können deshalb ohne Besorgnis auf diese Kolonie blicken, trotzdem sie ein Siedlungsgebiet ist.

Die wirtschaftliche Ausbeutung des Landes wird sich auf Viehzucht und Bergbau beschränken, auf diesen beiden Gebieten aber kann bedeutendes geleistet werden. Erstere erstreckt sich vornehmlich auf Rindvieh, Schafe und Ziegen; daneben wird Pferdezucht mehr als früher betrieben werden müssen. Der Reichtum der Eingeborenen, besonders der Herero, bestand ausschließlich in ihren zahlreichen Rinderherden. Auch die deutschen Ansiedler hatten sich dieser Zucht eifrig gewidmet, und trotz der Viehseuche in den Jahren 1895/96 war der Erfolg allmählich ein so günstiger geworden, daß die Ausfuhr an Rindvieh im Jahre 1903 — unmittelbar vor dem Hererokriege — um 1,300 000 Mark diejenige des Vorjahres übertraf. Leider ist alle Mühe und Arbeit durch den zweijährigen Krieg

vernichtet worden, der Viehstand ist tief herabgedrückt, alles muß von vorn beginnen. Die Schafzucht hat ihren Hauptsitz in den Weidegebieten des Südens, im Namalande. Hier hatte ein deutsches Schäferei-Unternehmen Zuchtstationen und Stammschäfereien angelegt, die sich vortrefflich entwickelten und besten Erfolg versprachen, durch die blutdürstigen Hottentotten aber dem Erdboden gleich gemacht sind. Welche Bedeutung Schäfereibetrieb im großen für Deutschland hat, geht aus der Tatsache hervor, daß wir nur für 200 Mill. Mark Schafwolle erzeugen und für 375 Mill. Mark einführen, eine Summe, die heute nach Australien, Kapland usw. bezahlt werden muß. Auch hier lohnt also die Erneuerung der Arbeit, sobald friedliche Zustände geschaffen sind.

Allerdings muß hierzulande wie fast im gesamten Afrika mit den schwerer Feinden der Viehzucht, den schädlichen Bakterien und Mikroben, gerechnet werden, die so häufig als Erreger von Rinderpest und ähnlichen Krankheiten ganze Viehstapel vernichten. Indessen darf die Hoffnung ausgesprochen werden, daß es der deutschen Wissenschaft gelingen wird, die Erreger jener schweren Krankheiten zu erkennen und durch Impfen oder andere Mittel wirksam zu bekämpfen. Nach den großen Erfolgen gegenüber der Malaria und anderen Tropenkrankheiten wird die längere Beobachtung und Erfahrung auch solchen das Land verheerenden Uebeln siegreich entgegenzutreten wissen.

Die kriegerischen Ereignisse der letzten Jahre haben den deutlichen Hinweis gegeben, daß auch die Zucht von Pferden, Eseln, Maultieren eifrig gehoben werden muß. Das einheimische Pferd leistet bei dem kärglichen Grasfutter erstaunliches im Zurücklegen großer Entfernungen und im Überwinden langer Durststrecken. Leider unterliegt es der bösen klimatischen Einwirkung, die sich alljährlich in der Regenzeit einstellt, der unheilvollen „Pferdesterbe“, einer Plage, die bekanntlich ganz Südafrika heimsucht. Die Pferde müssen infolgedessen fast fünf Monate hindurch auf sogenannte „Sterbeplätze“, hochgelegene Weiden, gerettet werden, und fallen für den Gebrauch so lange aus. Auch hier steht die Wissenschaft noch vor einem Rätsel.

Das erste, was in dem so wenig anlockenden Lande gesucht und erforscht ward, waren die Bodenschätze. Man hoffte Gold und Diamanten wie im benachbarten Südafrika zu finden, beides ist wohl festgestellt, aber noch nicht durch Abbau in Angriff genommen. Dagegen ist Kupfer, ein heute hoch im Preise stehendes Metall, in reichlicher Ergiebigkeit gefunden. Die Otavi-Minen sind als so reichhaltig erkundet, daß eine Kapital-Gesellschaft 20 Millionen zum Bau der 570 Kilometer langen Otavibahn aufgebracht hat. Diese soll Swakopmund mit Otavi und Tsumeb verbinden, und der Betrieb soll 1907 eröffnet werden. Hier ist endlich ein positiver Erfolg deutschen Unternehmungsgeistes und deutscher Arbeit festzustellen. Im übrigen gibt Hauptmann Schwabe*) auf seiner Karte an Mineralfundstellen an:

2	Stellen von Gold mit Wismut,
11	" " " mit Kupfer,
16	" von Kupfer,
2	" " Blei,
4	" " Eisen,
2	" " Blueground (Diamant-Erde)
1	" " Petroleum.

Das sind hoffnungsvolle Daten für die Zeiten, wenn das Land erst genauer bekannt und dichter besiedelt sein wird; denn nur der Zufall führt auf die Fundstellen wertvoller Minerale. Immerhin bietet sich hier eine reiche Ausbeute für deutscher Hände Arbeit, und der Bergbau wird wiederum ein dankbares Absatzgebiet für die Erzeugnisse der Siedler abgeben.

Die Bevölkerung des Landes wird gewöhnlich auf 200 000 Köpfe angegeben, sie muß aber wohl stärker sein, man hat die 100 000 Köpfe der Ovambo im Norden, mit denen die deutsche Landesverwaltung gar nicht in Berührung gekommen war, wohl außer Betracht gelassen. Von ihnen wissen wir auch heute nichts, die Besitzergreifung ihres Landes ist hinausgeschoben, bis die deutsche Herrschaft in den übrigen Landes- teilen endgültig befestigt sein wird.

*) R. Schwabe, Mit Schwert und Pflug in Deutsch-Südwestafrika. 2. Auflage. Berlin. 1904. Mittler u. S.

Den breitesten Teil des deutschen Gebiets zwischen dem 18. und 22. Breitengrad etwa bewohnen die Herero, ein Kaffernstamm, den Prof. Dove auf 80000 Köpfe schätzt, untermischt mit vielleicht 20000 Bergdamara, einem Rest der Urbevölkerung des Landes. Die Herero sind durch den blutigen Krieg, den sie durch ihren allgemeinen Aufstand im Januar 1904 heraufbeschworen, aus ihrem Landbesitz verdrängt, ihrer Viehherden verlustig gegangen und ihrer Häuptlinge und Kapitäne beraubt.

Den langgestreckten Süden der Kolonie bewohnen die Nama oder Hottentotten in verschiedenen Stämmen und Kapitänschaften. Sie haben unter der Führung des kriegerischen Stammes und dessen Häuptlings, Hendrik Witbooy, mit den Deutschen hartnäckige Kämpfe geführt, hatten sich 1895 unterworfen und Kriegsfolge gelobt. Sie haben dies Versprechen beim Ausbruch des Hereroaufstandes innegehalten, sind aber im Herbst 1904 abgefallen und führen nun in den zerklüfteten Gebirgs- und Felslandschaften des Südens einen verzweifelten Kleinkrieg, dem einer ihrer Führer nach dem andern zum Opfer fällt.

Um Rehoboth lebt der Stamm der Bastards, ein Mischlingsvolk zwischen Holländern und Hottentottenweibern, das sich der deutschen Herrschaft willig gefügt hat und auch während des Aufstandes treu geblieben ist.

Die Herero und Hottentotten haben durch ihren Abfall, ihr grausames, zum Teil viehisches Verhalten und durch die schweren Opfer, die sie den deutschen Truppen und dem Wohlstande der Kolonie verursacht haben, ihr Dasein als Volk verwirkt. Sobald die letzten Banden niedergeworfen sind, müssen alle entwaffnet, die Kapitäne außer Landes gebracht, die Stämme getrennt werden. Sie dürfen an Vieh nur den notwendigsten Bestand zum Lebensunterhalt behalten. Vor allem sind sie völlig zu entwaffnen, und eifrig ist nach den Stellen zu forschen, wo sie die im Kampf geführten Gewehre und Munitionsbestände vergraben oder verborgen haben. Sie werden in Lokationen (kleinen, eng bemessenen Unterkunftsarten) in unmittelbarer Nähe deutscher Siedlungen unter militärischer Aufsicht untergebracht. Die Not muß sie zur Arbeit zwingen, die

sie bisher gescheut haben. Nur als Bearbeiter des durch so viel Blut deutsch gewordenen Bodens sollen sie in Zukunft ihr Dasein fristen.

Die frühere Landesverwaltung war, infolge der beständigen Anweisungen zum Frieden halten von Berlin, nicht dazu gelangt, eine genügende Truppenmacht zu versammeln, um die Eingeborenen zur Entwaffnung zu zwingen. Man wußte, daß Herero und Nama mit den neuesten Hinterladern bewaffnet und mit reichlicher Munition ausgerüstet waren, daß sie diese Bestände unausgesetzt vermehrten. Man duldete stillschweigend den Waffenhandel, trotzdem er zur Katastrophe führen mußte. Beide Volksstämme betrachteten sich als Herren des Landes, beide sind Nomaden, die ihren Heerden leben und nicht an der Scholle haften, sie sind also schneller zum Losschlagen entschlossen, als ein sesshaftes Volk. Die Katastrophe trat — leider gänzlich unvorhergesehen — ein. Die Kriegsergebnisse sind noch in frischer Erinnerung. Durch einen bitterbösen Krieg, der seitens der deutschen Truppen unter unerhörten Strapazen und Entbehrungen mit nie versagendem Heldenmut und unbefiegbarer Energie durchgeführt worden, sind die Wilden niedergeworfen und ihres Landes verlustig gegangen. Für sie kann es nur heißen: *Vae victis!*

Leider aber ist fast die ganze in zwei Jahrzehnten mühsam geschaffene deutsche Kulturarbeit durch diesen Krieg vernichtet worden, alles muß von neuem beginnen, und große Geldopfer sind noch zu bringen, um den zertretenen Wohlstand wieder aufzurichten. Die wirtschaftliche Zukunft der Kolonie steht vor einem großen Fragezeichen. Die Bedingungen der Entwicklung sind gegeben in der Möglichkeit bescheidenen Ackerbaus, großangelegter Viehzucht und rentablen Bergbaus, später auch der Baumwollkultur im Ovambolande am Kunene, alles dies unterstützt durch die Zwangsarbeit der unterworfenen eingeborenen Stämme. Aber welche geistige Arbeit, welche stetige Energie, welche Anpassungsvermögen an die eigenartigen Verhältnisse sind erforderlich, um diese aus den Fugen gegangene Verwaltung wieder einzurenken! Das erste und notwendigste ist die volle Befriedung des Landes, die Entwaffnung und

festen Ansiedlung der Eingeborenen, die Beseitigung des herumziehenden Raubgesindels. Dann folgt die Entschädigung der durch den Aufstand um ihr Besitztum gekommenen Ansiedler, die notwendigen Meliorationsarbeiten wie Wassererböhrren und Stauanlagen, die Sicherung der Viehzucht durch Einführen von Zuchtvieh und Anlagen von Viehzuchtstationen. Endlich und nicht zum letzten der Eisenbahnbau, der Hafenbau und die Regelung der Landfrage durch Einziehen des Landes der Eingeborenen und Auseinandersetzen mit den großen Landgesellschaften. Von diesen unendlich großen und schwierigen Aufgaben seien nur noch die beiden letzten hier berührt.

Das wegelose Land mit seinen ungeheuren Entfernungen, die bisher nur der Ochsenwagen zu überwinden vermag, bedarf zu seiner wirtschaftlichen Aufschließung unbedingt der Eisenbahnen. Die falsche Sparsamkeit des Reichstags aber hatte den Bahnbau lange verhindert, und erst 1896 nötigte die Minderpest, die den Wagenverkehr zur Küste aufhob und die Schutztruppe im Innern dem Hungertode preisgab, zur Herstellung der Bahnlinie Swakopmund-Windhuk. Leider entschloß man sich zu dem Bau einer „Militärbahn“ mit der Spurweite von 60 cm. Die Bahn ist sehr flüchtig trassiert und mangelhaft gebaut und hat im Kriege dem starken Betriebe nicht entsprechen können. Durch ihre schmale Spur ist ihre Verlängerung zum späteren Anschluß an das englische Netz der Kap-Bahnen mit 1,06 m-Spurweite ausgeschlossen.

Sie hat noch weiter ungünstig gewirkt, indem die von einer Aktiengesellschaft gebaute Otavibahn, die das Geleise der Windhukbahn bis Karibib mitzubenußen wünschte, auch dasselbe schmale Geleise gewählt hat. Diese 570 km lange Bahn soll nicht nur dem Abbau der Otavi-, Tsuneh- und anderer Kupferminen dienen, sondern sie soll auch in dem dortigen Bezirk die Baumwollkultur einführen. 1000 kg Togo-Saat sind bereits nach Otavifontein unterwegs, wo die ersten Versuchsfelder angelegt werden. Erst die durch dringende Kriegsnot im Süden der Kolonie erforderlich gewordene Bahnlinie Lüderixbucht-Kubub ist mit der Kapspur angelegt. Sie kann bei einer späteren Verlängerung über Keetmannshoop

an der Grenze den Anschluß an das britische Bahnnetz gewinnen, so daß alsdann ein deutscher Hafenplatz das Eingangstor für den britischen Bezirk Kimberley würde.

Eins der traurigsten Kapitel deutscher Kolonialverwaltung ist die Weggabe eines Drittels des Gebietes von D. S. A. (295 000 von 830 000 Quadratkilometer) an sechs große Landgesellschaften. Dieser schmerzliche Akt hat sich in der Kanzlerzeit des Grafen Caprivi vollzogen, als die verantwortlichen Behörden den Grund und Boden von Afrika für völlig wertlos erachteten. Zum Teil deutsche, zum Teil deutsch-englische Gesellschaften übernahmen damals ohne Gegenleistung gewaltige Flächen des Kolonialgebiets unter dem äußeren Vorwand, sie wirtschaftlich zu erschließen, in Wahrheit, um das Land auf Spekulation liegen zu lassen, bis es wertvoll geworden und hohe Erträge bringen würde. Es übernahmen damals:

1. die Deutsche Kolonialgesellschaft für Sw.
 A. rund 135 000 □ km
2. die Siedlungsgesellschaft f. Sw. A. rund 20 000 " "
3. die Kaoko-Land- u. Minengesellschaft rund 105 000 " "
4. die Hanseatische Land-, Minen- und Handelsgesellschaft rund 10 000 " "
5. die South West Africa Company Lim. rund 13 000 " "
6. die South Africa Territorias Lim. rund 12 000 " "

Über ein Jahrzehnt hatte sich niemand um diese Landkonzessionen gekümmert, wenig war in den großen Bezirken an wirtschaftlicher Arbeit geschehen, ganz geringe Flächen im Verhältnis zu dem riesigen Areal waren zum Verkauf gestellt. Erst der Krieg und die 4—500 Millionen Mark, die er dem Reiche kostet, ließ die Frage entstehen, auf welche Weise die Landgesellschaften zu den Kriegskosten und zur staatlichen Erschließung der Kolonie zweckentsprechend heranzuziehen seien. Der Reichstag hat sich dieser Frage angenommen, und Anfang 1906 trat eine Kommission aus Mitgliedern des Reichstags und aus kolonialen Sachverständigen zusammen, die das nötige Material zur Entscheidung der Rechtsfrage sammeln und einen Entwurf zur billigen Lösung der schwierigen Angelegenheit aufstellen soll. Es ist zu hoffen, daß bei dieser Arbeit die Männer

der Praxis, die das Wohl des Vaterlandes im Auge haben, über die Nichtsalsjuristen den Sieg davontragen, und daß nicht wieder nach dem Grundsatz: *Fiat justitia, pereat patria!* um des toten Buchstabens willen Leben und Zukunft der Kolonie schwer geschädigt werde.

Wie aus dem vorstehenden ersichtlich, gibt D. S. A. eine genügende Anzahl recht schwieriger Rätsel auf. Sie zu lösen lasse man dem neuernannten Gouverneur geraume Zeit, man gebe ihm außerordentliche Machtvollkommenheiten und befreie ihn von der lästigen, nörgelnden Kritik, die die Handlungen der Kolonialbeamten erörtert, noch ehe sie ans Licht getreten sind. Nur wenn man ihm freien Spielraum läßt, ist er in Stande, seine wohlervogenen Pläne auszuführen und den guten Ruf zu rechtfertigen, der ihm und seiner Amtsführung vorausgegangen ist.

Man bewillige aber auch die nötigen Mittel zur Heilung der schweren Schäden, die dem Lande geschlagen sind, und zum Ausgleich alter Unterlassungssünden. Man knaufere vor allem nicht mit der Zahl der Truppen, sondern belasse auch nach dem Berglimmen des letzten Funkens des Aufstandes recht reichlich Soldaten in der Kolonie aus militärischen und aus politischen Gründen! Wir wollen uns stets dessen bewußt bleiben, daß D. S. A. in erster Linie das Neudeutschland über See werden soll.*)

Am 26. Mai 1906 hat die Mehrheit des deutschen Reichstags — Zentrum, Freisinn und Sozialdemokraten — die Verlängerung der Bahn von Kubub auf Keetmannshoop (5 Mill.) und die Entschädigung der besitzlos gewordenen Farmer (10 Mill.) abgelehnt! Wenn Claus Wagner nicht schon den Vorschlag gemacht hätte, den Deutschen Reichstag Reichsnacht zu nennen, so wäre dieser Ausdruck nach diesem Tage wohl berechtigt.

*) Wie trostlos gegenwärtig — Mai 1906 — die Zustände in D. S. A. und wie wenig hoffnungsvoll die Aussichten des Landes für die nächste Zukunft sind, darüber gibt Gen. v. François im Maiheft der „Deutschen Monatschrift“ schmerzliche Auskunft in dem Artikel: „Die Lage im südwestafrikanischen Schutzgebiet“.

4. Deutschostafrika.

Nicht durch Flaggenhissen auf Befehl der Regierung, sondern durch die kühne Tat einiger wackeren deutschen Männer ist die große Kolonie am indischen Ozean dem Deutschen Reiche zugefallen. Diese Tatsache muß immer wieder hervorgehoben werden, da sie gegenüber der politischen Schlawheit und Gleichgültigkeit des deutschen Volkes wahrhaft staunenswert ist. Der privaten Initiative dieser „Conquistadoren“ verdanken wir ferner, daß ganz anders für die sofortige Gewinnung des Hinterlandes gearbeitet und die Grenzen weiter hinausgeschoben wurden, als dies in Togo und Kamerun geschehen ist. Die Einbeziehung des Kilimandscharo und des Nyassasees fällt den kühnen Zügen der jungen Helden zu; das Aufgeben Ugandas, Sansibars, Witus u. s. w. fällt auf das Schuldkonto der Regierung und der Diplomatie.

An Stelle des mächtigen Reiches am indischen Ozean, das bis 1890 noch erträumt wurde, ist ein feines Hinterland Uganda und seines Handelsemporiums, Sansibar, beraubter Torso übrig geblieben, der sich mühsam neue handelspolitische Grundlagen suchen muß, und dessen wirtschaftliche Entwicklung von vornherein wesentlich erschwert ist. An Größe und Einwohnerzahl übertrifft D. O. A. mit seinen 946 500 □ Kilometern und gegen 7 Mill. Einwohnern allerdings alle übrigen deutschen Kolonien, und es überragt auch mit seinen vortrefflichen Häfen die wenn auch doppelt so lange Küstenentwicklung Südwestafrikas. Es hat ferner den Vorteil, das menschen- und verkehrreiche Indien als Gegengestade zu haben und im Mittelpunkt der großen Verkehrsstraßen von Suez und Bombay nach Natal und dem Kap zu liegen. Diese günstige Lage hat dem Lande zwei betriebsame Volkselemente, Araber und Indier, auf dem Seewege zugeführt; beide haben eine Einwirkung auf die Entwicklung der Eingeborenen ausgeübt.

Die Küste der deutschen Kolonie (700 km Länge) ist Korallengebilde und für die Schifffahrt nicht gerade bequem. Sie besitzt sowohl gute offene Meeden wie tiefe geschützte Häfen. Vor der deutschen Besitzergreifung zogen die ersteren (Pangani,

Saadani, Bagamoyo, Kilwa Kivindje) den Verkehr der indischen und arabischen Segelthaus vornehmlich an sich. Sie waren die Hauptpunkte des Waren- und des Sklavenhandels. Die Dampfschiffe bevorzugen selbstverständlich die tiefen Häfen (Tanga, Daresalam, Kilwa Kisiwani, Lindi), die Keeden sind seitdem vernachlässigt. Die Küste ist überall geschmückt durch die zierlichen Wedel der Kokospalme, die Ostafrika das Gepräge gibt.

Von der Küste steigt das Land — durchweg Urgestein — in Terrassen allmählich nach dem Innern an. Die Niveauverhältnisse veranschaulicht am besten folgende Skala der Orte an der großen Karawanenstraße:

	Entfernung v. d. Küste.	Meereshöhe.
Daresalam	— km	± 0 m
Mrogoro	220 "	+ 520 "
Kilossa	300 "	+ 510 "
Mpapua	380 "	+ 1030 "
Kilimatinde	540 "	+ 1120 "
Tabora	800 "	+ 1260 "
Spiegel des Tanganjika	1100 "	+ 840 "
" " Viktoria Nyanza		+ 1180 "

Dieser in solcher Weise allmählich ansteigenden Fläche sind aber mannichfache Berggruppen und Gebirgszüge aufgesetzt, die in der allgemeinen Richtung von Norden nach Süden sich lagern und dadurch klimatisch bedeutsam werden, daß sie die vom indischen Ozean heranziehenden Regenwolken zum Niederschlag zwingen. Der reichliche Regenfall hat hier tiefgründigen Humus und starken Urwald zumal an der Ostseite dieser „Kandgebirge“ erzeugt. Die wichtigsten sind die beiden Usambara- und die drei Pare-Gebirgsstöcke, das Nguru-, Mluguru- und Rubehogebirge, die bedeutende Utschungwekette in Uhehe und das Kondebergland nördlich des Nyassa, deren Höhe zwischen 1500 und 2200 m wechselt. Charakteristisch für die Oberflächenbildung sind die beiden tiefen Längsspalten des ostafrikanischen und des zentralafrikanischen Grabens, die von Süden nach Norden das Land durchziehen und zum Teil wie im Tanganjika und Kivusee durch Wasser ausgefüllt

sind. Aus diesen Bruchspalten sind mächtige Vulkane wie der Kilimandscharo, Meru und Kenia im ostafrikanischen Graben, und wie die Kette der noch tätigen Virungavulkane nördlich des Kiwusees emporgestiegen.

In das Urgestein sind übrigens verschiedentlich goldführende Schichten eingesprengt. Am häufigsten sind die Goldvorkommen bislang in den Landschaften zwischen Tabora und dem Viktoria Nyanza festgestellt. Leider ist eine Bearbeitung dieser Fundstellen vorläufig nicht rentabel, da das Fehlen der Eisenbahn die Beförderung von Stampfmaschinen und dem übrigen Apparat nicht gestattet. Bei weiter fortschreitender Erforschung des Landes und nach Erbauung von tief ins Innere gehenden Eisenbahnlinien wird zuversichtlich auch das Gold ein wirtschaftlicher Faktor Ostafrikas werden.

Die Bedeckung des Landes trägt im allgemeinen den Charakter der Buschsteppe, die Stanley mit dem Namen „parkähnliche Landschaft“ belegt hat. Der allgemein vorherrschende Lateritboden ist fruchtbar, wo er nur ausreichend Bewässerung hat. Diese ist äußerlich genügend, da eine große Zahl nicht unbedeutender Flüsse zum indischen Ozean strömen (Pangani, Wami, Kingani, Rufidji, Lukuledi, Rowuma u. a.). Aber keiner dieser Flüsse ist schiffbar, da sie ein flaches Bett haben und während und nach der Regenzeit durch Mitführen losen Sandes ihr Bett beständig verändern. Auch der von den Gletschern des Kibo (6010 m) gespeiste Pangani ist nicht schiffbar, da er einen Teil seiner Wasser durch Sumpfbildung in der Steppe verliert. Unweit der Küste stürzt er aus dem Urwald hervorbrechend in eine etwa 100 Meter tiefe Felspalte hinab, diese Panganifälle sind ein Naturwunder und eine der schönsten Sehenswürdigkeiten der an sich so reichen Tropennatur.

D. O. A. liegt zwischen dem 1. und 12. Grade südlicher Breite, hat also rein tropisches Klima. In dem Küstenstrich und den Gebieten unter 1000 m Meereshöhe herrscht endemisch das Malariafieber, das nach der Kochschen Lehre durch den Stich der Moskito (*Anopheles*) erzeugt wird. Die zahlreichen höher gelegenen Striche sind malariefrei und daher für deutsche

Befiedlung zugänglich. Das Land hat zwei Regenzeiten, die große im April-Mai, die kleine im November-Dezember. Der heißeste Monat ist der Januar, die kühlen Monate Juni bis August haben eine für den Europäer angenehme Temperatur.

Die Bevölkerung besteht in ihrer Masse aus Bantunegern, daneben aus eingewanderten hamitischen Stämmen (Massai, Watuta), ferner aus Arabern und Indern. An Weißen waren im Jahre 1905 1873 vorhanden. Die Küstenneger nennen sich Suahili und sprechen Kisuahili, das durch das ganze deutsche Gebiet hindurch verstanden wird. Sie stehen stark unter arabischem Einfluß, kleiden sich arabisch (es gibt keine Hosenneger in Ostafrika!) und rechnen sich vielfach äußerlich zum Islam. Die Stammeseinteilung ist in den Küstengebieten durch die unaufhörlichen früheren Kriege und den Menschenraub gesprengt und verwischt. Im Innern dagegen bestehen noch mächtige, kriegerische Stammesgemeinschaften (Wanjaruanda, Waha, Warundi, Waniamwesi, Wassukuma, Wahehe, Wangoni u. a.) unter einflußreichen Häuptlingen oder Sultanen. Glücklicherweise führen sie nur Naturwaffen oder schlechte Vorderlader, so daß sie nicht in der Weise gefährlich auftreten können wie Herero und Nama. Bei der in den Tropen selbstverständlichen Trägheit des Volkes bebauen sie nur den Boden soweit, als es zu ihres Leibes Nahrung eben notwendig ist. Sie gewinnen Maniok, Mtama, Mais, Reis, Sesam, Erdnüsse, Honig, Wachs und an der Küste die Kopra der Kokospalme. Jedoch kommen nur verhältnismäßig geringe Warenposten in den Handel. Leichter und angenehmer als die Bodenbestellung ist den Negern das Sammeln von Kautschuk in Busch und Wald, aber das leichtsinnige Verfahren bedingt das Austrocknen und Eingehen der Lianen. Vielweiberei und ausgepögte Sinnlichkeit schwächt die Rasse, läßt die Leute nicht alt werden und verhindert den Aufstieg zu einer höheren Kulturstufe. Mission und Schule wirken fördernd und veredelnd auf die Kinder ein, haben aber verhältnismäßig geringen Einfluß auf das Volk im ganzen, da sie angesichts der großen Räume nur ganz lokale Macht ausüben können. Bis jetzt hat noch kein Stamm in Ostafrika das Christentum angenommen.

Die Araber (2600) sind vor geraumer Zeit von Maskat an die afrikanische Küste gekommen, haben sich dort festgesetzt und sind als Händler in das Innere gezogen. Sie haben sich in Tabora und Ujidi niedergelassen und sind bis Nyangwe am Kongo vorgedrungen. Sie ließen ihre Schamben (Landbesitz) durch Sklaven bebauen. Ihre Hauptbeschäftigung aber war der Handel mit Elfenbein, Kautschuk und Menschen. Dies folgte eins aus dem andern, denn die Waren mußten durch Träger zur Küste befördert werden, und hier wurde das weiße und „schwarze Elfenbein“ gleichzeitig auf den Markt gebracht. Durch die strenge Unterdrückung des Menschenraubes und Sklavenhandels ward die Macht und der Wohlstand der Araber vernichtet. Sie leben jetzt still und zurückgezogen auf ihren Landgütern oder als Händler in den Städten; manche sind als Beamte in den Dienst des deutschen Gouvernements getreten. Bei dem Aufstand der Eingeborenen im Sommer 1905 haben sie sich nicht beteiligt, sondern treu zur Regierung gehalten.

Die Araber haben durch ihre überlegenen Waffen, durch ihre brutale Grausamkeit, daneben aber auch durch den ihnen angeborenen Anstand, ihre wundervolle Haltung und gemessene Ruhe dem Neger stets imponiert. Nicht die Glaubenslehre des Islam, sondern seine äußeren Begleiterscheinungen — das lange weiße Gewand, der Gürtel mit Waffen, das Fasten, die Formen des Gebets, die Feiertage, besonders der lustige Ramadan — haben auf den für alles äußerliche und der Nachahmung so zugänglichen Neger mächtig eingewirkt.

Der Islam hat in Ostafrika keine Spur von Fanatismus an sich, er ist dem Neger durch seine Formen sympatisch. Der Eingeborene, der zum ersten mal das lange weiße Araberhemd, den Kanzu, anlegt und einen Dolch im Gürtel trägt, nennt sich stolz Islamu, wenn er auch kaum etwas von Muhamed und dessen Lehre gehört hat. Sicher aber stößt der islamitische Fatalismus auf eine verwandte Geistesrichtung beim Neger; denn die Begriffe inschallah (wie Gott will) und amri ja muungu (es ist Gottes Befehl), die bei jedem Unglücksfall als ausreichende Trostmittel dienen, sind auch dem „Wilden“

des tiefen Innern geläufig, der keine Verbindung mit Arabern hat. Nebenbei ist nicht zu leugnen, daß das Verbot des Alkohol und des Schweinefleisches, die Waschungen und die Fastengebote äußerst heilsam für das Leben in den Tropen sind.

Die Jnder (3000), die in den ostafrikanischen Küstenplätzen leben, sind durchweg Geschäftsleute, Handwerker, Barbier, Wäscher u. dergl. Sie sind teils Kodjas (Muhamedaner), teils Banianen (Heiden.) Sie sprechen das Gudjerati-Idiom, das sie aus ihrer Heimat an der Indusmündung mitgebracht haben. Auch in der deutschen Kolonie verbleiben sie britische Untertanen und leben in engster Beziehung zu ihrem Mutterlande. Durch sie ist die Silberwährung und die indische Rupie als Münze in Sansibar und auf dem ostafrikanischen Festlande eingeführt. Vorläufig sind die indischen Kaufleute für den Zwischenhandel mit den Eingeborenen noch unentbehrlich, da der Neger zu wenig Geschäftsmann ist und durch sein Feilschen um geringe Warenmengen die Geduld des Europäers auf eine zu harte Probe stellt. Leider gestattet die britische Regierung den Angehörigen der ackerbauenden Rasse das Auswandern nicht, sie wären zum Anlernen der Neger hochwillkommen.

Das Kaiserliche Gouvernement hat seinen Sitz in Daressalam (23000 Einwohner). Die Vera Caprivi hat es nicht nur mit einem großen Verwaltungs-, sondern noch mehr mit einem gewaltigen Kontrol-Apparat ausgestattet. „Der wahre Hemmschuh der Entwicklung ist der Kalkulator“! ist mit vollem Recht über Ostafrika gesagt worden. Das Gebiet der Kolonie ist in 10 Bezirksamter und 12 Militärbezirke eingeteilt. Die ersteren umfassen die küstennahen Bezirke mit höherer Kultur und intensiverer europäischer Tätigkeit; die Bezirke unter Militärverwaltung liegen im Innern. Im äußersten Nordwesten ist das große Negerreich Ruanda noch fast unberührt geblieben, nur ein deutscher Resident vermittelt die Verbindung mit dem Herrscher jenes strenggegliederten Militärstaates. Die Ruhe wird im Lande durch die kürzlich von 12 auf 15 Kompagnien verstärkte Schutztruppe und durch eine starke Polizeitruppe aufrecht erhalten. Offiziere und

Unteroffiziere sind Deutsche; die Mannschaft setzt sich aus den verschiedenen Stämmen der Kolonie zusammen.

Nach den neuesten Nachrichten soll jetzt der Verwaltungsapparat in Deutsch-Ostafrika wesentlich vereinfacht werden. Schon vor dem Ausbruch der Unruhen hatte man die Absicht gehabt, die Zivilverwaltung über das ganze Schutzgebiet auszu dehnen und die Schutztruppe, deren Organe bisher vorwiegend zu Verwaltungszwecken verwendet und verteilt wurden, für ihre eigentliche militärische Aufgabe frei zu machen. Der Aufstand hat dies teilweise verhindert, ihm ist es aber zu verdanken, daß dieser Gedanke jetzt schneller ausgeführt werden wird. Die Schutztruppe dient dann nur noch militärischen Zwecken; abgesehen hiervon wird eine Polizeitruppe, die zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung in den einzelnen Bezirken dient. Die gesamte Zivilverwaltung besteht sodann nur noch aus Zivilbeamten. Das Schutzgebiet wird in 19 Bezirksämter und 3 Residenturen eingeteilt, 8 neue Bezirksämter werden in Moschi, Muanza, Kondo-Grangi, Mpapua, Tabora, Ujidji, Iringa und Mahenge errichtet, die alten 11 liegen in Pangani, Bagamojo, Daressalam, Kilwa, Lindi, Langenburg, Wilhelmstal, Morogoro, Rufidji, Ssongea, Bismarckburg. Die Residenturen liegen in den auf höherer Kulturstufe stehenden Sultanaten im Bukobabezirk und Usumbura, sie werden nicht in unmittelbare Verwaltung genommen, die Residenten haben nur ein Aufsichtsrecht. Die Bezirksämter werden mit je zwei bis drei Beamten besetzt, die möglichst wenig wechseln sollen, um die Gewohnheiten ihres Bezirkes besser kennen zu lernen. Zur Ausbildung der Polizeitruppen und zur Ausübung des Polizeidienstes sollen unter allmählicher Zurückziehung der von der Schutztruppe abkommandierten Unteroffiziere, Polizeiwachtmeister angestellt werden, die sich aus gedienten Unteroffizieren der Schutztruppe rekrutieren. Die Polizeitruppe soll sich später auf 2 Offiziere, 120 Unteroffiziere, 1578 Mann belaufen. Die Schutztruppe steht unter dem Kommandeur und hat nur noch militärische Aufgaben wie unser Landheer, sie greift nur ein, wenn die Kräfte der Polizeitruppen sich als zu schwach erweisen. Die Schutztruppe

soll fortan aus 15 Kompagnien à 120 Mann = 1800 Mann bestehen, dazu kommen noch 1 Rekrutendepot, 1 Maschinen- und 1 Signalabteilung. Europäer hat die Schutztruppe: 72 Offiziere, 35 Ärzte, 18 Beamte, 169 Unteroffiziere. Die Gesamtstärke beträgt 295 Weiße und 2010 Farbige, zusammen 2305 Mann. —

Seit dem 1. April 1898 ist in der Kolonie die Hüttensteuer eingeführt. Sie wird zu 3 Rupie = 4 Mark von der Familie erhoben, soweit die deutsche Macht dies ohne Kampf heraufzubeschwören durchzusetzen vermag. Sie hat sich als wirksames moralisches Mittel erprobt, die Eingeborenen ein wenig zur Arbeit anzuhalten. Die Steuer kann in Geld, in Bodenerzeugnissen oder in Arbeit abgeleistet werden. Sie brachte bei der ersten Einhebung 500 000 Mark, ist dann Jahr für Jahr ziemlich genau um 200 000 M. in die Höhe gegangen und hat 1904 1.400 000 Mark eingebracht. Voraussichtlich wird sie in den Küstenbezirken demnächst verdoppelt, da es der einzig mögliche Druck ist, die träge Bevölkerung zum Bebauen des Bodens zu zwingen.

Der wirtschaftliche Wert der Kolonie ward zuerst in ihren Handels- und Karawanenstraßen gesucht, da tatsächlich alle wichtigen Verbindungen von den großen Seen des Innern nach der Küste durch deutsches Gebiet laufen. Sehr bald aber stellte sich heraus, daß der Handel seine frühere Bedeutung nicht zu behaupten vermochte, seitdem nicht mehr Sklaven die Waren zur Küste brachten, sondern freie Träger hin und zurück bezahlt werden mußten. Nur noch die wertvollsten Gegenstände, Elfenbein, Kautschuk, Kopal, hielten diesen Umschwung aus. Dazu verminderte sich der Elfenbeinhandel zusehend, seit der Kongostaat seine Grenze am Tanganjika sperre und alles zur Westküste abführte. Endlich haben die britische Ugandabahn und die Schire-Sambesi-Schiffahrt den Handel aus dem deutschen Hinterlande am Viktoria Nyansa einerseits und aus dem Nyassagebiet andererseits in die englischen Häfen Mombassa und Chinde abgelenkt. Die deutschen Hafenplätze machen keine Geschäfte und um die Ausfuhr der Kolonie würde es sehr kläglich stehen, wenn nicht deutscher Fleiß dem Boden

inzwischen neue Produkte abgewänne, die den Ausfall der Handelswaren aus dem Innern auszugleichen vermöchten.

Dazu kommt noch die unselige Stellung des Weltmarktes Sansibar unmittelbar vor den durch hohe Zölle verschlossenen deutschen Häfen. Sansibar nimmt genau die Stellung zur ostafrikanischen Küste ein wie Hamburg vor dem Zollanschluß zu den Plätzen des deutschen Zollvereins. Die Schiffe der großen Linien löschen und laden in Sansibar, hier ist der Umschlag, von wo die Waren auf die einzelnen Küstenplätze verteilt werden, oder wohin sie von diesen zusammenströmen. Auch die deutschen Firmen können sich von diesem Bann nicht frei machen, sie haben ihr Haupthaus in Sansibar behalten und halten nur Filialen an der Küste. Hierbei sei bemerkt, daß dieser unvermeidliche Handelsverkehr über Sansibar die Ausfuhr- und Einfuhrlisten der deutschen Kolonie beträchtlich fälscht. Es wird häufig als Vorwurf hingestellt, daß Ostafrika eine so geringe Menge deutscher Waren einführe; man vergißt dabei, daß diese letzteren vielfach in den Zahlen verschwinden, die unter Sansibar gebucht sind und somit als Einfuhr aus Sansibar erscheinen.

Unter so ungünstigen Umständen konnte von den Handelsbeziehungen allein kein Aufschwung des Kolonialgebiets erwartet werden. Man warf sich deshalb auf den Plantagenbau und erhoffte von diesem schnellen und reichlichen Gewinn. Aber der Tabak trotzte allen redlichen, mühseligen Versuchen, das geerntete Kraut fand auf dem Bremer Markt keinen Anklang und keinen Preis. Darauf wurden große Kaffeepflanzungen in den Usambarabergen unter anscheinend günstigsten Bedingungen angelegt (um 1000 m Höhe, Urwaldboden, reichlicher Regenfall). Hierin wurde zwar Bedeutendes erreicht (Ausfuhr von Kaffee sowohl 1903 wie 1904*): rund 525 000 Mark), aber die Kaffeepreise entsprechen den hohen Arbeitslöhnen nicht, Schädlinge stören vielfach die Entwicklung der Bäume und des Fruchtansatzes, auch fürchtet man ohne künstliche Düngung auf die Dauer nicht auszukommen. So sind die Erträge nicht

*) Die Ziffern für das Jahr 1905 sind noch nicht veröffentlicht.

überall befriedigend, und viele Pflanzer gehen zu anderen Kulturen über.

Als lohnend haben sich in den letzten Jahren besonders der Hanf der Sisalagave, die aus Mexiko eingeführt ist, und der in Plantagen gezogene Cearakautschuk erwiesen. Die Sisalkultur berechnet die Herstellung der Tonne Hanf mit 350 Mark und erhält auf dem Markte in Hamburg die Tonne mit 750 bis 800 Mark bezahlt. Infolgedessen ist der Wert der Ausfuhr an Sisalhanf von 423 000 Mark in 1903 auf 572 000 Mark in 1904 gestiegen und wird unbedingt weiter erfreulich aufwärts gehen.

Der in Pflanzungen gewonnene Kautschuk läßt sich bei der Ausfuhrberechnung nicht von dem durch Eingeborene auf den Markt gebrachten trennen. Bei dem Rückgang des letzteren Geschäfts ist immerhin die Zunahme der Kautschukausfuhr von 2 Mill. in 1903 auf 2 $\frac{1}{4}$ Mill. Mark in 1904 der Ausweis für fortschreitende wirtschaftliche Tätigkeit auf diesem Gebiet.

Große Hoffnungen werden noch auf den Baumwollbau gesetzt. Durch Sachverständige ist festgestellt, daß der Boden Ostafrikas durchweg für diese Kultur geeignet ist. Eine zweite Bedingung: reichlicher Regensfall zur Säezeit und kein Regensfall zur Zeit der Ernte läßt sich nach den einzelnen Landesteilen durch Auswahl erfüllen. Schwieriger steht es mit der dritten Forderung: geschulte Arbeiter. Diese fehlen noch gänzlich und können nur langsam gewonnen werden. Ein Versuch, zu schnell und zwangsweise den Baumwollbau bei den Eingeborenen im Bezirk Kilwa einzuführen, soll eine der Ursachen des letzten Aufstands gewesen sein. Endlich fehlen die Schienenwege, um die Produkte größerer Baumwollpflanzungen zur Küste zu befördern, nur nach der Ausführung der geplanten und immer wieder empfohlenen Bahnbauten ist diese Kultur durchführbar. Wenn sie somit auch leider noch Zukunftsmusik bedeutet, so beruht doch vielleicht auf diesem Erzeugnis die wirtschaftliche Zukunft der Kolonie. Jedermann weiß, wie die deutsche Textilindustrie unter dem Joch der Preisbildung an der New-Yorker Baumwollbörse seufzt, und wie sehr sie das Erscheinen deutscher

Baumwolle aus Togo und Ostafrika auf dem Weltmarkt ersehnt. 1903 hatte der erste Versuch für 7000 Mark ostafrikanische Baumwolle geliefert, 1904 war für 124000 Mark erzeugt. Trotz des Aufstandes und der dadurch herbeigeführten Verzögerung der Erntebereitung sind im Jahre 1905 650 Ballen zu 500 Pfund im Werte von 200000 Mark verladen worden.

„Das Ergebnis der bis jetzt in der Kolonie gemachten Erfahrungen läßt sich, wie folgt, zusammenfassen: Die über das Küstengebiet verstreuten Kulturversuche sind nunmehr auf geschlossene Gebiete zu konzentrieren, deren klimatische und Bodenverhältnisse sich für den Baumwollbau als geeignet erwiesen haben; von diesen Produktionszentren aus soll dann unter Anlehnung an die bestehenden und noch zu errichtenden Entfernungsanlagen die weitere Ausbreitung der Kultur erfolgen.

Von den nördlichen Küstengebieten scheint die Gegend um Saadani besonders gute Aussichten für den Baumwollbau zu bieten; dieser Bezirk hat bisher die beste Mitafisi-Baumwolle in der Kolonie geliefert; die Anbaufläche hat außerdem erheblich zugenommen, so daß seitens des kolonialwirtschaftlichen Komitees eine Kraftginanlage hinausgesandt werden mußte, die von der Kommune betrieben wird. Am Aufkauf beteiligen sich außer den europäischen Firmen auch Griechen und Indier, die vom Komitee durch Vorschüsse unterstützt werden. Der Tanga-bezirk legt wegen seiner klimatisch unsicheren Verhältnisse Zurückhaltung auf, hingegen sind nach einem Berichte des Kommissars, der im Februar/März 1905 die Gegend bereiste, die nördlich Mombo gelegenen Steppenböden bei richtiger Bewässerung imstande, erstklassige Baumwolle zu produzieren. Die Bewässerung würde durch den Pangani, Mkomassi und die unzähligen Gebirgsbäche ohne Schwierigkeit erfolgen können. Von den nördlichen Bezirken hat sich neben Saadani auch Muanza am Viktoriassee als besonders aussichtsvoll erwiesen. In der Landschaft Nera hat sich die Baumwollkultur so günstig weiterentwickelt, daß der Pflanze Wiegandt um Hinaussendung einer Kraftginanlage beim Komitee eingekommen ist. Der Mission der weißen Väter in Ukerewe werden Maschinen für Handbetrieb zur Verfügung gestellt.

In den südlichen Küstenbezirken Mohorro, Kilwa und Lindi, die infolge ihrer geschlossenen Regenzeit an sich schon günstigere Bedingungen hinsichtlich der Baumwollkultur aufweisen als das nördliche Küstengebiet, soll die Baumwollkultur unter Beschränkung auf die geeigneten Böden noch intensiver betrieben werden. Durch den Leiter der Baumwollschule „Kusidji“ wird jetzt etwas weiter oberhalb am Kusidjiflusse eine zweite Baumwollkultur-Station eingerichtet.

Den Betrieb der von dem Komitee eingerichteten Dampfginanlagen in Tanga, Bagamoyo und Kilwa hat die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft übernommen, während die Dampfginanlagen Daressalam, Saadani und Morogoro von den Kommunen betrieben werden. Der Ankauf wird sich in diesem Jahre schon hauptsächlich durch die direkten Interessenten, also durch die in der Kolonie ansässigen Firmen, vollziehen.

Der Kommissar des Komitees wird demnächst eine Reise nach dem Viktoriassee unternehmen, um dort die Ausbreitung der Kultur und die Einrichtung der maschinellen Erntebereitung vorzubereiten sowie die zur Zeit dringliche Frage der Beschaffung von Plantagenarbeitern zu studieren. Das Komitee ist bemüht, als Lehrmeister ägyptische Baumwollbauern nach der Kolonie zu übersiedeln.

Wesentliche Fortschritte sind in der Qualität der ostafrikanischen Baumwolle zu verzeichnen. Eine am 10. März eingetroffene größere Baumwoll-Lieferung der Kommune Lindi erzielte 85 Pf. per Pfund Ioko Hamburg für erste Qualität und 70 Pf. per Pfund für zweite Qualität.

Im Interesse einer größeren quantitativen Leistung des Baumwollbaues beschäftigt sich das Komitee mit der Einführung der Pflugkultur an Stelle der althergebrachten Hackkultur.

Die bisherigen Versuche in Ostafrika haben in dieser Beziehung allerdings ungünstige Ergebnisse geliefert, so im Bezirk Tanga, wo fast das gesamte Zugvieh an Seuchen zugrunde ging. Diese Krankheiten des Rindviehs werden in den Küstengebieten einer Pflugkultur der Eingeborenen große Schwierigkeiten bereiten. Man wird daher mit den Pflugkulturversuchen in Ostafrika in solchen Gebieten einsetzen müssen,

wo Viehkrankheiten fehlen, also die Viehhaltung der Eingeborenen gesichert ist, und wo anderseits billige Transportmöglichkeiten vorhanden sind. Diese Faktoren treffen voraussichtlich für den Bezirk Ussukuma am Viktoriassee zu, wo in der Landschaft Nera von dem Pflanzer Wiegandt bereits Pflugversuche in kleinerem Maßstabe vorbereitet sind; das Komitee beabsichtigt die dortigen Pflugversuche auf eine breitere Grundlage zu stellen und zu dem Zwecke eine Anzahl leichter Pflüge zur Verteilung an intelligente Eingeborene nach Muanza zu senden. Auch auf der Baumwollschule Rufidji werden bereits Pflugversuche unter Verwendung von Rindvieh und Maultieren vorgenommen. Um in den Küstengebieten weitere Erfahrungen in der Pflugkultur zu sammeln, wird das Komitee auf Vorschlag des Bezirksamtmannes von Kilwa einigen im dortigen Bezirk ansässigen deutschen Baumwollpflanzern Pflüge und sonstige Ackergerätschaften zur Verfügung stellen; als Zugtiere sollen Massaiesel, die dort leicht und billig erhältlich sind, verwendet und auf Kosten des Komitees beschafft werden.

Wie in Togo, so ist auch in Deutsch-Ostafrika die Einrichtung von Pflugkultur-Stationen in Anlehnung an bereits bestehende Organisationen, landwirtschaftliche Schulen usw. vom Komitee geplant; nach ihrer Ausbildung sollen die Eingeborenen Pflüge, Vieh und Geschirr erhalten, damit sie den Gebrauch des Pfluges und die Vorteile dieser Kultur ihren Landsleuten in den Heimatsbezirken vorführen können und dadurch zur weiteren Verbreitung der Pflugkultur beitragen.“ Diese dem Komiteeberichte entnommenen Stellen mögen als Beweis dafür dienen, welchen Dank die Kolonie der unermüdlischen praktischen Arbeit des kol.-wirtschaftl. Komitees schuldet.

An wichtigen natürlichen Erzeugnissen des Landes treten zur Ausfuhr noch hinzu: Getreide 162 000 M., Ölfrüchte $1\frac{1}{4}$ Mill. M., wobei Kopra, Sesam, Erdnüsse noch erheblich durch Anpflanzen von Palmen und Aussaat gesteigert werden können, Elfenbein 414 000 M., Häute und Felle 394 000 M. usw. Im ganzen haben sich Einfuhr und Ausfuhr folgendermaßen gestaltet:

	1903			1904*)
Einfuhr	11 188 052 M.	—	—	14 338 888 Mark
Ausfuhr	7 054 207 „	—	—	8 950 565 „

Gesamthandel

der Kolonie 18 242 259 M. 23 289 453 Mark.

Dies ist jedenfalls ein erfreuliches Resultat, zumal das Steigen der Ausfuhr um etwa 2 Mill. Mark auf wirtschaftliche Arbeit hinweist.

Nicht unerwähnt darf auch bleiben, daß D. O. A. anscheinend die einzige deutsche Kolonie ist, in der rationelle Forstwirtschaft betrieben wird, und in der man jetzt, seitdem eine Eisenbahn es ermöglicht, beginnt, die wunderbaren Hochwaldbestände (Bedern in Westusambara) wirtschaftlich zu verwerten. Ebenso wertvoll sind die Mangrovenbestände an der Küste (etwa 52000 ha), deren Rinde 45% Gerbstoff hergibt, und die hoch wertvoll geworden, nachdem es gelungen ist, durch ein patentiertes Verfahren den roten Farbstoff zu entfernen.

Alle ernstesten Bemühungen sowohl seitens des Gouvernements wie Privater, die Kolonie wirtschaftlich zu heben und ohne Reichszuschuß finanziell selbständig zu machen sind und bleiben aber vergeblich, wenn nicht Ernst gemacht wird mit der Herstellung eines Schienennezes, das die großen Räume überspannt und sie an den Weltverkehr angliedert. Es soll hier nicht die wahrhaft traurige geschichtliche Entwicklung des ostafrikanischen Bahnbaues wiederholt werden. Decken wir den Schleier über dies Musterstück deutscher Verwaltungskunst! Es genügt, Gegenwart und Zukunft zu beleuchten.

Die einzige im Betriebe befindliche Eisenbahn (nach 22jähriger deutscher Herrschaft auf einem Flächenraum von der doppelten Größe des deutschen Reiches!) ist: die Usambara-Bahn, von Tanga bis Mombu, 150 km. Sie erschließt die beiden Gebirgsstöcke von Ost- und Westusambara mit ihren zahlreichen Pflanzungen und wertvollem Holzbestande, ferner das Flußtal des Pangani.*) Die Bahn muß unbedingt

*) 1905 etwa 27 Mill. Mark Handelsbilanz.

**) Diese kurze Bahnstrecke hat wahre Wunder geschaffen, sie hat den Bezirk Tanga zum wirtschaftlichen Mustergebiet der Kolonie gemacht, sie

über Masinde auf Moschi am Kilimandscharo verlängert werden, wenn die so aussichtsvolle Siedlungs- und Pflanzungsarbeit in den fruchtbaren Steppenländern am Fuße des großen Vulkans gedeihen soll. Nur deutsche Schwerfälligkeit hat dies einfache Projekt noch nicht zur Ausführung kommen lassen.

Im Bau begriffen ist der Torso einer wirklichen zentralen Anschließungsbahn durch die Mitte der Kolonie nach dem Seengebiet des Innern, die Strecke Daresalam-Mrogoro, 230 km, von denen 87 km (bis zum Ruwusflusse) im Sommer 1906, der Rest bis Ende 1907 vollendet sein sollen. Diese Linie schließt vor allem die fruchtbare Landschaft Ukami und das schöne Uuguru-Waldgebirge auf, an ihr entlang werden sich Baumwollpflanzungen aufbauen. Es liegt aber nur an der Ängstlichkeit der Kolonialbehörde und am Krämersinn des deutschen Reichstags, daß man sie nicht gleich bis Kilossa wenigstens durchführt. Kilossa, 80 km hinter Mrogoro, ist der Hauptort der Landschaft Usagara, eines der fruchtbarsten Gebiete Ostafrikas, nach der Dr. Carl Peters dereinst die ganze Kolonie zu nennen beabsichtigte. Diese Bahnlinie schreitet geradezu nach Verlängerung sowohl in das Innere des Landes auf Tabora wie in südlicher Richtung von Kilossa nach Iringa und dem Ansiedlungsgebiet Uhehe. Wie stattlich könnte die wirtschaftliche Entwicklung des Landes bereits gediehen sein, wenn vor 15 oder 10 Jahren dieser Bahnbau ins Werk gesetzt worden wäre. Aber die kurzsichtigen Volksvertreter bewilligten kein Geld, und neunmalweise Professoren behaupteten, Deutschland könne keine großen Überlandbahnen bauen, es müsse sich mit „Stichbahnen“ begnügen. „O Weisheit, du sprichst wie eine Taube!“

Der Aufstand vom Jahre 1905 hat ferner dargetan, daß auch der Süden der Kolonie durch eine Eisenbahn erschlossen und militärisch zugänglich gemacht werden muß. Vielleicht werden nun Kolonialamt und Reichstag geneigter als früher sein, dem alten Projekt einer Südbahn Kilwa Kisiwani-

beweist augenscheinlich, daß mit Eisenbahnen alles, ohne Eisenbahnen nichts geleistet werden kann.

Songea-Wiedhafen endlich näher zu treten *) Diese Bahn soll nicht nur das Kautschukgebiet Barikwa-Diwale und die Kornkammer Songea an die Küste anschließen, sondern auch den Handel des Nyassagebiets und Britisch-Zentralafrikas, der jetzt nach Chinde abfließt, dem deutschen Hafen zuführen. Kilwa Kisiwani, das alte Quiloa der Portugiesen, wo Vasco de Gama landete, bevor er die Reise nach Indien fortsetzte, ist ein ausgezeichnete Hafen, der die direkte Berührung von Dampfschiff und Eisenbahn gestattet. Man folge dem Vorschlage des Dr. Peters und verlange nicht Zinsgarantie vom Reichstage, sondern überlasse der Baugesellschaft die Zolleinnahmen von Kilwa als Verzinsung der von den Erbauern aufzubringenden Kapitalien. Selbstverständlich werden diese Einnahmen mit jedem ins Innere vordringenden Kilometer Schienen steigen. Nach diesem Rezept ist die Beira-Eisenbahn im portugiesischen Ostafrika entstanden, und Regierung wie Unternehmer haben sich gut dabei gestanden.

Wenn endlich die Vernunft gesiegt hat, und ausreichende Bahnlinien die wirtschaftliche Erschließung des Landes ermöglichen, so ist noch eine andere Frage zu lösen, die gegenwärtig den Pflanzern und andern Unternehmern die größten Schwierigkeiten bereitet, die Arbeiterfrage. Der Neger arbeitet ungern, besonders ungern aber im festen Akkord und unter europäischer Aufsicht. Nur hohe Lohnsätze können ihn bestimmen, eine feste Arbeitsverpflichtung auf längere Dauer einzugehen. Die ostafrikanischen Kaffeepflanzungen hatten häufig unter Arbeitermangel und stets unter hohen Löhnen zu leiden. Die besten Arbeiter kamen von den kräftigen Stämmen des Innern, den Waniumwesi und Waffukuma aus der Gegend von Tabora und Muanza. Neuerdings aber stockt der Handel von Tabora zur Küste, da er sich bequem über den Viktoria Nyanza und die britische Ugandabahn vollzieht. Infolgedessen kommen weniger „Träger“ mehr aus dem Innern an die Küste, und aus diesen war stets das beste Arbeitermaterial

*) P. Fuchs. Die wirtschaftliche Erkundung einer ostafrikanischen Südbahn. Berlin. Kolonialwirtsch. Komitee.

v. Liebert, Deutsche Kolonien.

zu gewinnen, da die Leute sich auf sechs Monat verdingten, ehe sie in ihre Heimat zurückkehrten. Während nun gerade Eisenbahnbau und der mit jedem Jahr sich steigende Plantagenbau die Nachfrage nach Arbeitern stetig vermehrt, sind diese immer schwerer zu haben. Auch die vom Gouvernement angestellten Arbeiterkommissare, die das Innere bereisen und mit den dortigen Häuptlingen Kontrakte auf Bestellung bestimmter Arbeiterkontingente abschließen sollen, können dem Bedürfnis nicht genügen. Da wir das Land doch kultivieren wollen und ohne eingeborene Arbeitskräfte nichts auszurichten vermögen, so bleibt nichts übrig, als die Maßregel aus den früheren Burenstaaten einzuführen, wonach jeder Neger am Ende des Jahres durch Schein sich ausweisen mußte, daß er sechs Monate bei einem Weißen gearbeitet hatte. Ein Arbeitszwang wird durchgeführt werden müssen, wenn nicht alle Mühe um die Hebung des Landes vergeblich bleiben soll. Man soll sich stets von neuem die Tatsache vorhalten, daß wir die Kolonien für uns und zu unserm Nutzen erworben haben, und daß die Neger für uns zu arbeiten bestimmt sind. Wer auf die Phrasen eines Ledebour und der „Politiker“ dieses Schlages schwört, wird nie zu kolonisieren verstehen.

Durch die gründlichen Koch'schen Forschungen ist festgestellt, daß in den Höhenstrichen über 1000 m die Malaria nicht herrscht, daß also dort deutsche Ansiedler mit ihren Familien leben und arbeiten können. Auch die Erreger von Viehkrankheiten, vor allem die Tsetsefliege, kommen dort nicht vor. Rindvieh, Schafe, Geflügel kann dort gehalten, deutscher Getreidebau betrieben werden, daneben würden tropische Kulturen, (Kaffee, Sisal und Kautschuk) den Wohlstand der Siedler wesentlich fördern. Als hierzu geeignete Gebiete sind die Hochflächen am Kilimandscharo, das weitgestreckte Bergland von Uhehe und das Kondeland nördlich des Nyassa in erster Linie zu nennen. Am Kilimandscharo befindet sich bereits eine starke Bureniedlung, deren wirtschaftliche Erfahrungen für die nachfolgenden Deutschen sehr wichtig sein werden. Vorbedingung ist aber auch hierfür der Eisenbahnbau in den oben angegebenen Richtungen. Jedenfalls hat auch Ostafrika eine Zukunft als

ein Neu-Deutschland.*) Die Köln. Zeitung berichtete unter dem 26. Mai 1906:

„Die Buren-Einwanderung nach dem Norden des Schutzgebiets nimmt noch fortwährend zu. Man verlangt von den Buren an Kapital für die Familie bis zu 9000 M. unter Festhaltung an einer Entscheidung von Fall zu Fall. Auch übernehmen die Buren die Verpflichtung, bei Aufstandsgefahren sich dem Gouvernement zur Verfügung zu stellen und, sobald für die Ableistung der Wehrpflicht in Deutsch-Ostafrika Bestimmungen ergangen sind, die Reichsangehörigkeit zu erwerben und ihrer Dienstpflicht zu genügen. Im Januar d. J. waren am Meruberge 397 Personen burischer Abkunft angesiedelt, die sich auf 126 Farmen verteilen, in der Landschaft Traku, südwestlich von Uruscha am Kilimandscharo, ist eine andere Burenfiedlung von etwa 300 Familien in der Bildung begriffen. Zwischen den Burenfarmen wird, um eine gemischte Ansiedlung zu bekommen, absichtlich Platz zur Niederlassung von deutschen Farmern freigehalten. Auch Deutschrussen will man in die Burenfiedlungen einschieben. Letzteres ist besonders auch deshalb von Wert, weil die Buren meist Viehzüchter, die Deutschrussen aber Ackerbauer sind. Sie werden so Gelegenheit haben, sich wirtschaftlich zu ergänzen. Das rasche Anwachsen der Europäerfiedlungen am Meruberge und Kilimandscharo weist dringend auf die schleunige Fortsetzung des Baues der Nordbahn bis zum Meruberge hin. Zurzeit dienen diese Siedlungen leider in erster Linie noch dazu, der englischen Mombassabahn Verkehr zuzuführen, weil die Fortbewegung von Menschen und Gütern nach innen noch durchweg mit der Ugandabahn geschieht. Auch überlegen tatsächlich die Engländer zurzeit schon den Bau einer Seitenbahn von der Station Voi aus bis zur deutschen Kilimandscharogrenze.“

Die in jeder Beziehung erfreulich fortschreitende Entwicklung der Kolonie ist plötzlich durch den im August 1905 im Bezirk Kilwa ausgebrochenen Aufstand der Eingeborenen wenigstens

*) M. Leue, Hauptm. a. D. Die Besiedlungsfähigkeit Deutsch-Ostafrikas. Leipzig 1905. Wilhelm Weicher.

teilweise gestört worden. In militärischer Beziehung hatte diese Bewegung keine große Bedeutung, da die Negerstämme an der Küste nicht stark, ohne Stammeshäupter, ohne festen Zusammenschluß und ohne gute Waffen sind. Die Niederwerfung ist daher der Schutztruppe und den Marinetruppen verhältnismäßig leicht und fast ohne Verluste gelungen. Ernst zu nehmen war nur die Erhebung der Wangoni im Bezirk Songea und der Stämme in Mahenge und Teilen von Uhehe, da diese zu den wirklich kriegerischen Völkern gerechnet werden müssen.

Zu bedauern bleibt immerhin die Zerstörung von Baumwollplantagen, von Kautschukpflanzungen und die Vernichtung so vieler Menschenleben und Dorfschaften auf Seite der Eingeborenen. Wirtschaftliche Werte sind weniger zu beklagen, da diese vornehmlich im Norden (Bezirk Tanga) und in der Mitte (Daresalam) des Landes entwickelt sind. Der ganze Putz wird bald vergessen sein. Als Ursachen für den Aufstand werden die verschiedenartigsten Dinge angegeben; Aufreizung durch Priester eines Schlangengottes, Groll über die Arbeiten auf den Baumwollpflanzungen, Abneigung gegen das Zahlen der Hüttensteuer, allgemeiner Durchbruch des Charakters der Wilden, der nur äußerlich gezähmt war, u. dergl. Mit solchen Rückschlägen wird man noch lange zu rechnen haben. Es ist gut, daß der Versuch so kräftig und schnell niedergeschlagen wurde. Der Neger will Macht sehen und fühlen. Daß er durch Güte und Wohlwollen allein nicht zu leiten ist, zeigt der Ueberfall und die Ermordung des katholischen Bischofs und seiner Missionare, die den Eingeborenen sicher nur gutes erwiesen, und die sich nicht einmal verteidigt haben.

Dieses Kapitel kann nicht sachgemäßer abgeschlossen werden als durch das Urteil des bisherigen Gouverneurs Grafen von Goetzen, der sich einem Interviewer gegenüber folgendermaßen über Ostafrika ausgesprochen hat:

„Bei meiner Abreise, Anfang April, war der Aufstand überall im Abflauen und unter der Kontrolle der Truppen. Daraus folgt aber noch nicht, daß nicht in den nächsten Monaten

noch Kämpfe stattfinden würden. Sie müssen bedenken, daß die Führer des Aufstands einen Verzweiflungskampf kämpfen, denn sie wissen, daß sie der verdienten Bestrafung entgegensehen.

Einen abermaligen baldigen Aufstand in ähnlicher oder größerer Ausdehnung, wie der soeben niedergeworfene halte ich in den nächsten Jahren für sehr unwahrscheinlich. Die jetzt erteilten Lektionen wirken sicherlich eine Weile nach. Aber das Gedächtnis des Negers ist kurz, sein Solidaritätsgefühl wird ständig wachsen und mit der europäischen Kultur wird er sich in den nächsten Jahrzehnten noch nicht abfinden. Das „Wilde“ in seiner Natur wird, wenn er sich die Möglichkeit eines Erfolges einbildet, immer wieder hervorbrechen.

Die Verwaltung muß daher mit aller Energie für ausreichende militärische Sicherheit sorgen, und der einzige Punkt, der mich bei meinem aus Gesundheitsrücksichten leider notwendigen Rücktritt von meinem Amt mit schwerer Sorge erfüllt, ist die Befürchtung, daß die heimischen maßgebenden Kreise jetzt, wo der Aufstand nicht mehr gefährlich ist, sich wieder dem alten Glauben hingeben, die deutschen Kolonien könnten billiger in Ordnung und Ruhe gehalten werden, als fremde Kolonien. In sorgfältigster Berücksichtigung der ganzen neuen Lage, der Bevölkerungsverteilung und zweckmäßigster Dislozierung der Truppe, sowie nach Berechnung aller Möglichkeiten hatte ich fünfzehn farbige Feldkompagnien zu 150 Mann, eine Maschinengewehrabteilung und eine weiße Kompagnie als notwendige militärische Besatzung Deutsch-Ostafrikas für die Zukunft verlangt, unter der Voraussetzung, daß mit den Bahnbauten ein schnelleres Tempo eingeschlagen würde. Vom militärisch-politischen Standpunkt aus und nach meinen Erfahrungen konnte ich zu keinem anderen Resultat kommen. Nun hat der Reichstag die weiße Kompagnie abgelehnt. Aber wo ist der Ersatz? Da die Ablehnung der weißen Kompagnie, die übrigens meiner Überzeugung nach unter dem Druck der Verhältnisse, welche die vermehrten Ansiedelungen bringen werden, in späteren Jahren sicherlich rückgängig gemacht werden wird, für mich ein gegebenes Faktum war, beantragte ich sofort den entsprechenden Ersatz durch farbige Soldaten und

verlangte die Erhöhung der farbigen Kompagniezahl von 15 auf 19. Wie mein Nachfolger die Verantwortung für die Sicherheit des Landes übernehmen soll, wenn auch das ihm verweigert werden sollte, weiß ich nicht, glaube im übrigen aber noch nicht an die Ablehnung, denn ich kann mir kaum vorstellen, daß man nach den Erfahrungen der letzten drei Jahre wagen wird, das Experiment der falschen Sparsamkeit zu wiederholen.

Ich habe auch volles Vertrauen, daß die wirtschaftliche Entwicklung des Landes den Erwartungen solcher Leute entsprechen wird, die die Einflüsse von Zeit, Bevölkerung, Areal, Klima und Bodenverhältnissen nur einigermaßen richtig in Rechnung stellen. Je länger ich das Land kenne, und das ist seit 15 Jahren, desto mehr komme ich zu der Überzeugung, daß Deutsch-Ostafrika unser wertvollster Besitz über See ist. All das Gerede über die Wertlosigkeit des Landes würde verstummen, wenn es nicht infolge seiner traurigen Verkehrsverhältnisse den meisten Menschen unzugänglich wäre. Volles Vertrauen habe ich vor allem zu der Zukunft der Kolonie als Ansiedlungsgebiet für Deutsche. Aber auch dazu gehören erst Eisenbahnen!

Die Arbeiterfrage kann nicht von der Regierung allein gelöst werden. Sachgemäße Organisation der Anwerbung auf gemeinsame Rechnung der Plantagen, und geleitet von hoch bezahlten und bei den Negern beliebten weißen Werbern wird sicherlich helfen. Asiateneinfuhr ist die „ultima ratio“, vor der man aber auch nicht zurückschrecken sollte; denn das investierte Kapital kann nicht darauf warten, bis der Neger zur Arbeit im Laufe der Jahrzehnte erzogen sein wird. Das alte Problem, letzterem größere Bedürfnisse anzuerziehen und dadurch seinen Erwerbssinn zu steigern, betrachte ich noch als ungelöst.“

5. Die Südsereinseln.

Der deutsche Besitz in der Südsee gliedert sich der geographischen Lage nach in zwei Gruppen, das Festland von

Neu-Guinea und die nördlich davor gelagerte Inselwelt einerseits, die Samoagruppe andererseits. Die deutsche Verwaltung unterscheidet dagegen drei Gruppen, da die Marshallinseln, die zu der erstgenannten Inselwolke gehören, eine eigene Verwaltung haben. Die einzelnen Glieder sind:

1. Gouvernement von Deutsch-Neuguinea			
Kaiser Wilhelmsland	181 650	□km	110 000 Einw.
Bismarckarchipel mit Bougainville	57 100	"	250 000 "
Karolinen	1 450	"	41 400 "
Marianen	626	"	2 646 "
2. Marshall-Inseln	405	"	15 000 "
3. Samoa	2 588	"	32 612 "

Südseegebiet: 243 819 □km 451 648 Einw.

1. Deutsch-Neuguinea.

Die Besitzergreifung im Jahre 1884 hat dem Deutschen Reiche den nordöstlichen Teil der großen Insel Neu-Guinea gesichert, die bis dahin Romansland war, wenn sie auch dem Namen nach von den Niederlanden beansprucht würde. Gleichzeitig setzte sich Großbritannien in den Besitz der Südhälfte der Insel.

Kaiser Wilhelmsland, wie der deutsche Besitz nunmehr genannt wird, hat rein tropischen Charakter, da der Äquator wenig nördlich der Nordspitze der Insel vorbeistreicht. Es ist daneben stark gebirgig, in den deutschen Teil fallen das Finisterregebirge, das 3475 m Höhe erreicht, und eine entlang der Küste streichende Gebirgskette von etwa 1000 m Höhe. Das Innere hat die Forschung bisher wenig angezogen, trotzdem auch noch dort bedeutende Gebirgszüge aufzuschließen sind, die bisher nur als Bismarckgebirge (4300 m) und Kraetfette allgemeine Namen erhalten haben. Zwei bedeutende Flüsse, der Ramu und der Kaiserin Augustasfluß, gestatten die Schifffahrt in das Innere. Die 800 km lange Küste (100 km länger als diejenige Deutsch-Ostafrikas, daran vergewärtigt man sich die Raumverhältnisse!) zeigt Korallenbildung und weist einige brauchbare Häfen, Friedrich Wilhelmshafen, Berlinhafen, Finsch-Hafen, auf.

Die Bevölkerung besteht aus Papuas, die auf sehr niedriger Kulturstufe stehen und zur Arbeit vorläufig nicht zu verwerten sind. Das heißfeuchte Klima begünstigt eine mächtige tropische Vegetation, macht aber den Aufenthalt für Europäer sehr ungesund und verderblich. Wenig mehr als 100 Europäer wohnen hier dauernd, das kaiserliche Gouvernement ist aus Gesundheitsrückfichten nach dem lustigeren Herbertshöhe (s. Bismarckarchipel) verlegt worden. In Friedrich-Wilhelmshafen befindet sich ein Bezirksamt, das mit 100 Polizeisoldaten die Verwaltung des Gebiets leitet.

Die wirtschaftliche Entwicklung liegt noch in den Kinderschuhen. Das Pflanzungsareal betrug 1904/5 erst 22000 ha, wovon 3500 ha unter Kultur genommen und 272 ertragsfähig waren. Die Einfuhr belief sich in demselben Jahre auf 566500 Mark, die Ausfuhr dagegen nur auf 54272 M., also kaum nennenswert. Bei der geringen Zahl von Weißen, von denen Beamte und Missionare noch in Abzug zu bringen sind, bei dem Arbeitsunvermögen der Eingeborenen und der seltenen Schiffsverbindung mit der Kulturwelt ist fürs erste kaum eine Hebung des Landes zu erwarten.

Der Bismarckarchipel setzt sich zusammen aus den Inseln Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg, Neu-Hannover, der St. Mathiasinsel, den Admiralitätsinseln und der beiden Deutschland zugefallenen Salomoninseln Bougainville und Buka. Alle diese Inseln sind stark gebirgig und weisen zum Teil beträchtliche Höhen auf, so Vater und Mutter auf Neu-Pommern 1220 m, der Balbiberg auf Bougainville 3067 m.

Die Bevölkerung, etwa 200000 Papuas, sind etwas regsamer und anstelliger als die Einwohner von Kaiser Wilhelmsland. Die Bewohner der Salomoninseln verdingen sich durch längere Kontrakte zur Arbeit auf anderen Inseln. Deshalb ist der Besitz einer der großen Salomoninseln für Deutschland besonders wichtig.

Der Sitz des Gouvernements ist in Herbertshöhe auf der Gazellenhalbinsel von Neu-Pommern. Hierdurch und durch die fortgeschrittenere Kultivierung dieser Inseln ist die Zahl der Weißen auf 466 gestiegen (1905). Das Klima ist hier durch die starke Einwirkung der Seeluft gemäßig und gesunder.

Unter Kultur befinden sich von 67 672 ha, die als Pflanzungen in Angriff genommen sind, 8.529 ha. Das Haupterzeugnis des Landes ist, wie überall in der Südsee, Kopra, die 273 948 M. an Wert zur Ausfuhr stellte, daneben etwas Kaffee und Trepang. Stellenweise wird Baumwolle als Zwischenkultur in den Kokospflanzungen gebaut, der Ertrag von 13 125 M. ist jedoch noch nicht nennenswert. An Perlmutteruschalen wurden 50 000 M. gewonnen. Die Gesamtausfuhr des Archipels belief sich 1904 auf 1 210 071 Mark und hatte gegen das Vorjahr um 247 005 M. zugenommen. Die Einfuhr betrug 1 759 155 M.

Leider hat auch auf dieser weltfernen Inselwelt die Rinderpest ihren Einzug gehalten. Sie hat 1904 den Viehbestand der Neuguinea-Kompagnie auf der Gazellehalbinsel zur Hälfte weggerafft, sowie den gesamten, mit großen Opfern herangezogenen Bestand des Gouvernements in Kaewieng. Unberührte Bestände sind noch bei Berlinhafen, Bogia, Finschhafen vorhanden. Die Aufzucht von Pferden und Kleinvieh schreitet mit dauerndem Erfolge fort.

Die Verbindung mit der Außenwelt wird durch den Norddeutschen Lloyd vermittelt, der mit drei Dampfern die Fahrt zwischen Sidney, Hongkong und Yokohama unterhält und die beiden Plätze Herbertshöhe und Friedrich Wilhelms-Hafen anläuft. Außerdem verbindet er durch regelmäßige Fahrten die Küstenstationen mit Simpsonhafen und hat eine Schleppschiffahrt an der Küste der Gazellenhalbinsel eingerichtet.

Die Karolinen, Marianen und Palauinseln ziehen sich wie eine Wolke ganz kleiner Koralleneilande nördlich Neuguinea zwischen dem 120. und 160. Grade östl. Länge hin. Die ersteren werden wieder in Ostkarolinen mit der Hauptinsel Ponapé und in die Westkarolinen mit der Hauptinsel Jap geteilt. Letztere ist 1904 durch ein Kabel an das große amerikanische Kabel auf Guam angeschlossen. Die wichtigste Insel unter den Marianen ist Seipau.

Auf den Ostkarolinen ist es gelungen, die Eingeborenen der zu dicht bevölkerten Trucinseln zu entwaffnen und einen Teil nach den Marshallinseln zu verpflanzen. Auf diesem

Wege ist einem Vernichtungskriege, der unter den Insulanern auszubrechen drohte, vorgebeugt. Das fast einzige Erzeugnis dieser Inselgruppen ist die Kopro der Kokospalme. Neuerdings werden Anpflanzungsversuche mit Manilahanf gemacht. Das letzte Jahr, über das wirtschaftliche Berichte abgeschlossen vorliegen, 1904/5, war insofern ungünstig, als Bonapé durch einen schweren Taifun heimgesucht wurde, der die Palmen arg beschädigte, und auf den Westkarolinen infolge Dürre ein großer Teil der Kokosnüsse vor der Reife abfiel. Die Ausfuhr ist daher gegen 1903 stark zurückgeblieben.

Insgesamt hatte 1904

die Einfuhr einen Wert von 710 140 Mark.

die Ausfuhr " " " 450 201 "

2. Die Marshall-Inseln

fallen unter dieselbe Kategorie wie die soeben besprochenen Gruppen; sie schließen sich unmittelbar östlich an die Ostkarolinen an und haben nur, da sie schon seit 1884 dem deutschen Reiche zugehören und einen eigenen Landeshauptmann hatten, ihre selbständige Verwaltung behalten. Das größte der Atolle führt den Namen Jaluit. Hier hat die deutsche Verwaltung und die den Archipel bewirtschaftende Jaluitgesellschaft ihren Sitz.

84 Weiße leben auf diesen Inseln. Bei den 15 000 Eingeborenen zeigt sich ein Überschuß der Todesfälle über die Geburten. Zunächst wird diese Erscheinung einer sehr heftigen Influenza-Epidemie zugeschrieben.

1904 haben 92 Schiffe mit zusammen 25 100 Registertonnen die Inseln angelaufen gegen 84 Schiffe mit 16 240 T. im Vorjahr. Die Einfuhr belief sich auf 444 198 Mark, die Ausfuhr auf 583 353 M. Die letztere ist um 60 000 Mark gegen das Vorjahr gestiegen.

3. Die Samoainseln.

Diese Inselgruppe, weit entfernt von dem übrigen deutschen Inselkomplex auf 14 Grad Südbreite und auf dem 172. Grad westl. Länge gelegen, ist bekanntlich durch Staatsvertrag zwischen dem Deutschen Reiche und Amerika geteilt worden. Dem ersteren sind die Inseln Savaii und Upolu, den Ver-

einigten Staaten die Insel Tutuila mit dem vortrefflichen Hafen Pagopago zugefallen. Auch hier ist das Tropenklima durch die insulare Lage gemäßigt, die Vegetation ist üppig und reich an Formen. Ein schöner Menschenschlag bevölkert diese „Inseln der Seligen“.

„Auf unserem Planeten gibt es nicht viele Gebiete, die durch ihre Fruchtbarkeit und günstigen klimatischen Verhältnisse ihren ursprünglichen Bewohnern so mühelos alle Bedürfnisse befriedigen und alles liefern, was diese als Naturvolk in ihrer ursprünglichen Lebensweise für einen sorgenlosen Genuß ihres Daseins beanspruchen konnten, wie es die Samoa-Inseln tun. Die Natur hat dort alles aufgeboten, um ihren edelsten Kindern die Pflichten der Arbeit, den Kampf um des Lebens Nahrung und Notdurft zu ersparen. Diese Bevorzugung wissen die Samoaner auch in vollem Maße zu schätzen und zu würdigen; denn einerseits liegt ihnen nichts ferner als sich um ihren Lebenszweck und Unterhalt die geringste Sorge zu machen oder ihren schönen Körper durch Arbeit zu belasten; andererseits aber haben sie auch wohl verstanden, mit lebhaftem Interesse für alle ihnen zur Verfügung gestellten Gaben Wert und Zweck zu ergründen, sie praktisch anzuwenden und auszunutzen. Ihr Leben, ihre Sitten und Gebräuche sind daher auf das engste mit der Flora ihrer Heimat verknüpft. Fast alle Vertreter ihres Pflanzenreiches waren ihnen bekannt, für die meisten hatten sie Namen, welche vielfach schon die charakteristischen Eigenschaften andeuteten; für formenreiche Gattungen existieren Wortstämme, welche, durch meist sehr treffende Epitheta ergänzt, die einzelnen Arten oder Varietäten bezeichnen. Von der Wurzel bis zur Blüte und Frucht kannten sie die Eigenschaften der Pflanzen und wußten sie zu verwenden und vielfach durch geschickte und mannigfache Behandlung nutzbar zu machen.“*)

Professor Wohltmann, unser erfahrenster Tropenforscher, hält Samoa in seinen Regenverhältnissen (1904 : 224 Regen-

*) Deutsche Kolonial-Reform. Von einem Auslandsdeutschen. Zürich 1905. Verlag von Züricher und Furrer. S. 873.

tage und 2864 mm Regenfall) sicherer und günstiger als das Usambaragebirge in Ostafrika und als Togo. Dagegen steht es in der Regenmenge erheblich hinter dem Kamerungebirge und Neu-Guinea zurück. Er hält die Regenmenge für ausreichend, um in höheren und ausgesuchten Lagen den Kakao-bau zu betreiben. Über deutsche Ansiedlung in Samoa äußert er sich in betreff des Klimas folgendermaßen:

„Ohne Frage gehört das Samoa-Klima zu den besten und gesundesten in den Tropen. Krankheiten kommen zwar auch hier vor, insbesondere Elefantiasis und Hautkrankheiten, auch Influenza, Gelenkrheumatismus und ein leichtes Fieber, aber das Samoa-Klima unterscheidet sich doch wesentlich vom afrikanischen Tropenklima mit seinen vielen und schweren Opfern. Die richtige Malaria ist in Samoa unbekannt, und das benimmt die schlimmsten, fast möchte ich sagen alle Bedenken gegen eine weiße Ansiedlung hier im engeren Tropengürtel. Aber auch die Hitze ist in Samoa erträglich, weil die Luft ziemlich trocken und keineswegs treibhausartig ist. Besonders in den höheren Lagen wirkt sie weniger erschlassend. Der Weiße und nicht nur der Romane, sondern auch der Deutsche kann sich daher fast den ganzen Tag, mit Ausnahme der drei bis vier heißen Mittagsstunden, wenn sie sonnig sind, körperlich betätigen, und in den Morgen- und Abendstunden ohne Frage auch tüchtig körperlich arbeiten. Zwar bedarf man nach längerer, besonders angestrenzter Tätigkeit auch in Samoa, nach meiner Auffassung, einer Erholung und Blutauffrischung im gemäßigten Klima, wenn man sich die Schaffenskraft bis ins Alter bewahren will. Es gibt jedoch auch Deutsche, welche ohne eine solche bereits auf ein langes und gesundes Leben in Samoa zurückblicken, aber dieses scheinen mir besonders kräftige und für die Tropen disponierte Naturen zu sein. Wegen der klimatischen Verhältnisse würde ich keinem Ansiedlungslustigen von Samoa abraten. Wer Hitze gut verträgt und sonst von Natur gesund ist, braucht in Samoa um seine Gesundheit nicht mehr besorgt zu sein als im deutschen Klima. Im übrigen gilt für Samoa dasselbe, was für jede tropische oder subtropische Kolonie Grundsatz ist, daß nur solche Personen

sich zur Ansiedlung daselbst eignen, die neben physischer Kraft auch geistige Energie, festen Charakter und eine gesunde Moral in besonders hohem Grade besitzen. Denn diese Eigenschaften tragen naturgemäß viel dazu bei, etwaige klimatische Beschwerden leicht zu überwinden und den Körper gesund und jederzeit schaffensfreudig zu erhalten."

Gegenwärtig leben etwa 400 Europäer in Deutsch-Samoa, daneben 600 Mischlinge! Für 1907 ist eine allgemeine Volkszählung beabsichtigt.

Die Hauptstadt und der Sitz des Gouvernements ist Apia, dessen Keede ein verhängnisvoller Platz für die deutsche Marine geworden ist.

Der wirtschaftliche Wert der Inseln steckt auch hier vornehmlich in den Kokospflanzungen der Eingeborenen wie der Europäer. Erstere erzeugen etwa $\frac{5}{8}$, die letzteren $\frac{3}{8}$ der Ausfuhrmenge. Die bessere Plantagenkopra geht hauptsächlich nach Deutschland, das allmählich als Herkunfts- und Bestimmungsort des samoanischen Handels eine immer größere Rolle spielt. Der Handel mit Amerika nimmt ab, seitdem die amerikanischen Dampfer nicht mehr Apia anlaufen. Neben der Kopra wird neuerdings auch Kakao und Kautschuk angepflanzt. Die Einfuhr übertrifft die Ausfuhr bislang noch erheblich.

Einfuhr 1904 : 2316878 Mark. 1905 : 2881930 Mark.

Ausfuhr " : 1674881 " " : 2028718 "

Gegen 1903 aber hat sich die Ausfuhr um 644211 Mark gehoben, die Kolonie steht also im Zeichen des wirtschaftlichen Aufschwungs. Auch die Finanzverwaltung hat 1904 mit einem Mehr von 83464 Mark gegen den Voranschlag abgeschlossen, wovon etwas mehr als die Hälfte auf die Bölle, ein Drittel auf die Kopfsteuer entfallen.

Das gesamte deutsche Kolonialgebiet in der Südsee liegt heute dem Mutterlande gar zu weit entrückt und hat noch zu mangelhafte Verbindung mit dem großen Weltverkehr. Daher ist das Interesse noch weitaus nicht so lebhaft wie für die afrikanischen Gebiete. Dies wird voraussichtlich eine Änderung erfahren, wenn der Durchstich der Panama-Landenge vollendet sein und der Stille Ozean von Osten zugänglich

werden wird. Hoffentlich befinden sich alsdann alle deutschen Inselgruppen bereits in wirtschaftlicher Blüte und können reiche Ernten auf dem neuen Seewege den deutschen Häfen zuführen.

6. Das Kiautschou-Gebiet.

Das Küstengebiet von Kiautschou ist bekanntlich von China nur pachtweise auf 99 Jahre an das Deutsche Reich überlassen. Es nimmt daher eine andere Stellung ein als die übrigen deutschen Kolonien. Es ist auch deutscherseits nicht der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts, sondern dem Reichsmarineamt unterstellt und charakterisiert sich demnach als Flottenstation, die einzige, die Deutschland im Auslande besitzt. Seiner Entwicklung ist diese Absonderung von der Verwaltung der übrigen Kolonialgebiete sehr zum Heil gewesen; denn das Reichsmarineamt hat nicht die klägliche Zurückhaltung, Aengstlichkeit und das Ungeschick dem Reichstage gegenüber bewiesen, deren sich die bisherige Kolonialabteilung in ihren Forderungen besleißigte. Bis zum Jahre 1904 (wo infolge des südwestafrikanischen Krieges die normalen Kolonialbudgets aufhören) hat Kiautschou ziemlich genau so viel gekostet als die sämtlichen übrigen Kolonien zusammen (12 $\frac{1}{2}$ zu 13 Mill. Mark jährlich). Auf Grund dieser weit-sichtigen Politik und großzügigen Kapitalanlage hat sich Kiautschou im Laufe eines Jahrzehnts zu einem wichtigen Plage entwickelt, der in seinem äußeren Aufbau, Hafenanlagen, Steuer-, Schul-, gesundheitlichen, Verkehrs- und Handelsverhältnissen die Aufmerksamkeit des Auslands auf sich zieht. Glücklicher Weise haben Männer der Praxis und der Tat, die Ostasien und seine Lebensbedingungen kennen, an seiner Wiege gestanden und leiten dauernd seine Geschicke, nicht Geheimräte, die vom grünen Tisch aus die gesunde Entwicklung unserer afrikanischen Kolonien 20 Jahre hindurch aufgehalten haben.

An dem Strande der früher öden Kiautschoubucht erhebt sich jetzt eine stattliche Europäerstadt mit einem Villenviertel, einem Seebade (am Außenstrande) und mit Vorstädten, die die Wohnhäuser der Chinesen einschließen. Durch Molenbau und Ausbaggerung sind Hafensbassins geschaffen, die die größten Schiffe aufnehmen und ihnen gestatten, unmittelbar am Pier zu löschen und zu laden. Ein Schwimmdock gestattet die Aufnahme von Schiffen bis 16000 Tonnen zu Reparaturzwecken; ein großer Kran von 150 Tonnen Tragfähigkeit ist aufgestellt. Am meisten hat zur Hebung des Verkehrs die Gründung der Schantung-Eisenbahngesellschaft beigetragen. Diese hat in wenigen Jahren die 440 Kilometer lange Eisenbahn von Tsingtau nach Tsinanfu, der Hauptstadt Schantungs, gebaut und hat dadurch die dort liegenden Steinkohlenfelder erschlossen. Im Fangtse-Revier wurde im Jahre 1902 auf 175 m Tiefe ein Kohlenflöz von 4 m erreicht. Dieses hat geliefert:

1902: 3,250 Tonnen

1903: 38,261 "

1904: 84,887 "

1905: 90,251 " (in 3 Quartalen bis zum 1. 10. 05.)*

In gleicher Weise sind im Poschantale jahrelang umfassende Bohrungen vorgenommen. Die Kohlen gehen, in besonderen Zügen verladen, von der Grube direkt bis auf die große Mole des Hafens und werden dort mit Rippvorrichtung unmittelbar in die Schiffe verladen. Die Kohle wird nach Schanghai, Hongkong, Tschifu und Tientsin versandt.

In der Nähe der Eisenbahnstation Tsinglingtschen steht ein Eisenerzlager von erheblichem Umfange an, dessen Erze einen Eisengehalt von 65 vom Hundert aufweisen. Dort wird jetzt eine Eisenhütte errichtet, und es kann dann dem Bedürfnis der Bevölkerung Schantungs nach Eisen an Ort und Stelle abgeholfen werden.

Der Verkehr auf der Schantung-Bahn hat sich von Jahr zu Jahr erstaunlich gehoben, er betrug

*) Man erwartete, bis zum Schluß des Jahres auf 130 000 Tonnen zu kommen.

1902/3	321 475	Personen,	33 950	Tonnen
1903/4	495 905	"	125 303	"
1904/5	780 228	"	279 740	"

Außer den Kohlen kommen in steigender Menge Ackerbauerzeugnisse, Industrieerzeugnisse des Landes (Strohgeflechte, Töpfer- und Glaswaren, Seide) und Einfuhrgüter zur Beförderung.

Den Anschluß an den Weltverkehr vermitteln die Postdampfer der Linie Schanghai — Tientsin. Deutsche Kabel sind von Tjingtau nach Tschifu und nach Schanghai gelegt.

Ein Abkommen mit der chinesischen Regierung vom 1. Dezember 1905 regelt das Zollwesen derart, daß die Kosten der gesamten Zollerhebung China zufallen. Als Ersatz für die durch den Zollanschluß entstehenden Mehreinnahmen führt das Zollamt jährlich an das deutsche Gouvernement eine Pauschalsumme von 20 vom Hundert der Einnahme aus den Einfuhrzöllen des Kiautschou-Zollamts ab. Dies Abkommen gilt zunächst auf 5 Jahre.

Die Bevölkerung setzt sich im Stadtgebiet aus 1225 Europäern (ausschl. Soldaten), 207 Japanern und 28 477 Chinesen zusammen.

Die eigenen Einnahmen des Gebiets betragen

1903 : 501 946 M.

1904 : 1 001 170 "

Sie haben sich also um rund 100 Prozent erhöht. Den Hauptanteil daran haben die Landverkäufe und die Schiffahrtsabgaben.

Der Durchgangshandel über den Hafen von Tjingtau hat folgende Ziffern aufzuweisen:

1901/2 : 9,3 Mill. Dollar

1902/3 : 17,2 " "

1903/4 : 24,8 " "

1904/5 : 32,4 " "

Auf allen Gebieten zeigt sich hier Gedeihen und Aufschwung. Auch der russisch-japanische Krieg hat diese aufstrebende Entwicklung nicht zu hemmen vermocht.

7. Die Verwaltung der Kolonien.

Der plötzliche Entschluß des Fürsten Bismarck, große Teile von Afrika und bedeutende Inselgruppen der Südsee unter deutschen Schutz zu stellen, traf die Organe der Reichsregierung völlig unerwartet und unvorbereitet. Das war etwas ganz neues, es gab hierfür keinen „Präzedenzfall“, nach dem der deutsche Bürobeamte zu arbeiten gewohnt ist. Auch bestand zunächst die Absicht, dem „königlichen Kaufmann“ und Privatgesellschaften die neu erworbenen Gebiete getrost zu überlassen. Höchstens sollten Reichskommissare die allgemeine Aufsicht übernehmen und die Reichsgewalt vertreten. So bildeten sich u. a. die Deutsch-Ostafrikanische und die Neu-Guinea-Gesellschaft und übernahmen die Verwaltung der betreffenden Gebiete.

Aber man hatte die Rechnung ohne den Wirt d. h. ohne die Eingeborenen gemacht. In Ostafrika sollte nicht regiert werden, aber man verbot aufs strengste den Menschenraub und Sklavenhandel und unterband damit den kriegerischen, herrschgewohnten Arabern den Lebensnerv. Ganz naturgemäß erhoben sich die schwer Geschädigten gegen die deutsche Herrschaft, und wenn auch zunächst die kaiserliche Marine und ein Reichskommissar den Aufstand niederschlugen, so wurde doch unmittelbar darauf ein kaiserlicher Gouverneur ernannt und das ganze Gebiet in Reichsverwaltung genommen. In Südwestafrika hatte man den unbändigen Freiheitsinn und die kriegerischen Eigenschaften der beiden dortigen Nomadenstämme unterschätzt. Auch hier war nur die Durchführung der Herrschaft durch ein kaiserliches Gouvernement möglich. Leider ließ man dies so lange ohne den notwendigen militärischen Rückhalt, bis der große Eingeborenenkrieg 1904/6 ausbrach.

Eine Kolonie nach der andern wurde ganz von selbst in die direkte Verwaltung durch das Reich hineingezogen. In Berlin hatte man zuerst eine bescheidene Abteilung im Auswärtigen Amt als Zentralinstanz gebildet, die sich jedoch schnell genug zu einer fast selbständigen, an Köpfen sehr starken „Kolonial-Abteilung“ auswuchs. Leider war die Persönlichkeit die an der Spitze dieser Behörde von 1890 bis 96 stand, nicht

glücklich gewählt, und da es hier am nötigen Rückgrat fehlte, so geriet die Kolonialverwaltung in bedenklicher Weise unter den Bann des Reichstags und seiner Parteien, wovon noch weiterhin die Rede sein wird. Ein anderer Unstern schwebte über der Kolonialabteilung insofern, als sie sich wohl oder übel aus Mangel an irgendwie geschulten und erfahrenen Kolonialbeamten aus älteren oder jüngeren Diplomaten (Legationsräten und Assessoren) ergänzen mußte. Es ist aber nichts neues, daß Diplomaten keine Verwaltungsbeamte sind und auch nicht sein wollen. Damit fehlte den jungen primitiven Kolonialgebilden eben das wichtigste Element, eine schöpferische, organisatorische Kraft, die Direktiven im großen hätte geben sollen, ohne durch büreaukratischen Druck das Leben zu ertöten.

Allem Unheil aber setzte die Person des zweiten Reichskanzlers die Krone auf, der sich und seine koloniale Aera durch den Ausspruch für immer charakterisierte, es könne uns nichts schlimmeres passieren, als wenn uns einer ganz Afrika schenkte! Seine Abneigung und sein Unverständnis gegenüber aller kolonialen Ausbreitung des deutschen Volkes zeigten sich leider bei dem Abschluß der zahlreichen Grenzregulierungsverträge, bei dem Landverschleudern an große Konzessionsgesellschaften, bei dem falschen Sparsystem und bei dem Einrichten des unverhältnismäßig starken Verwaltungs- und Kontrolapparates.

Die Zeit der verschiedenen Grenzabkommen mit Großbritannien und Frankreich wird für immer eine tieftraurige Aera der deutschen diplomatischen Kunst bleiben. Der Sansibarvertrag am 1. Juli 1890, der die deutschen Interessen rücksichtslos preisgab, der Vertrag, der in Südwestafrika den „Caprivi-Zipfel“ schuf und Walvischbay nicht zu erringen vermochte, die seltsame Abgrenzung Kameruns nach Westen wie nach Osten, die diese Kolonie zu einer geographischen Karikatur abstempelte, die stetige Verkleinerung des Togogebiets, der erste Samoa-Vertrag bewiesen durchweg, daß die deutsche Diplomatie nirgends etwas durchzusetzen vermochte, sondern sich das Gesetz vorschreiben ließ. Ist es doch selbst mit dem militärisch nicht zu fürchtenden Kongostaate bis heute noch nicht zur staatsrechtlichen Bestäti-

gung der Grenzlinie gekommen, die der Gouverneur von Ostafrika im Jahre 1899 auf eigene Verantwortung gezogen hat! Während alle andern großen Nationen die äußerste Anstrengung machen, um wo es auch sei Landerwerbungen sich zu sichern, behandelt man deutscherseits diese Fragen mit zur Schau getragener Gleichgültigkeit, als ob das deutsche Volk keine Zukunft vor sich hätte.

Nachdem diese Anschauungen und dies Verfahren wie ein Mehltau auf die junge Bismarcksche Schöpfung gefallen waren, wunderte man sich andererseits darüber, daß das deutsche Kapital sich nicht freudig an kolonialen Unternehmungen beteiligte, sondern spröde sich zurückhielt. Um der gänzlichen Unlust Südwestafrika irgendwie wirtschaftlich zu entwickeln entgegenzuwirken, glaubte die Regierung richtig zu handeln, wenn sie ungeheuere Latifundien, ein Drittel der ganzen Kolonie (s. Seite 32) an sechs kapitalistische Gesellschaften übertrug. Sie hoffte, diese zum Teil stark englisch gemischten Gesellschaften würden das Land wirtschaftlich heben, sie versäumte aber irgendwelche Verpflichtungen daran zu knüpfen und Garantien zu fordern. Die Kapitalisten fanden insolgedessen ihren Vorteil darin, den Boden unberührt zu lassen und in Geduld abzuwarten, bis günstigere Umstände einträten und hohe Preise aus dem Landverkauf herauszuschlagen wären. Die späteren gegen 1900 in Kamerun abgeschlossenen großen Konzessionsverträge tragen einen umsichtigeren Charakter.

Zu dem allen kam nun die bittere Erfahrung, daß Kolonialgründungen Geld, viel Geld kosten. Das wollte man nicht Wort haben, um so weniger als die bereits erwähnten großen militärischen Maßnahmen in Ost- und Südwestafrika den Reichsfädel belasteten. Der Reichstag, dessen Mehrheit (Zentrum, Freisinn und Sozialdemokraten) damals aus Groll gegen Bismarcks Schöpfung noch ganz antikolonial stimmte, war aufs äußerste schwierig in der Bewilligung des Nötigsten. So trafen hier eine flauere Stimmung in der Regierung und die Neigung zum Verweigern aller kolonialen Forderungen im Reichstage zusammen. Es ist leicht erklärlich, daß die jungen Kolonien dabei schlecht fahren mußten, und daß alles

Großzügige in ihrer Entwicklung zurücktrat. Kaum das Notwendigste war durchzusetzen, große wirtschaftliche Pläne für die Zukunft der Kolonialgebiete, vor allem die Anlage von Schienenwegen, Telegraphen, Hafenbauten unterblieb als zu kostspielig.

Dagegen entsprach der bürokratischen Neigung des damaligen Reichskanzlers die Einrichtung eines weitverzweigten Verwaltungsdienstes und eines gewaltigen, alles umspannenden Kontrollapparats. Beamte über Beamte wurden in die Kolonien entsandt, die Gouverneure mit einem großen Stabe umgeben, alles nach dem preußischen Verwaltungssystem geregelt. Das Übelste und Kostspieligste war die dreifache Kontrolle des Kassen- und Abrechnungswesens in der Kolonie, in der Kolonial-Abteilung und beim Reichsrechnungshofe. Ganze Häuser voll Rechnungs-Beamten reihen im Schweiß ihres Angesichtes Ziffern aneinander. Die Hauptarbeit der Büreaus wird nach diesem System nicht für die Entwicklung des Landes, sondern für die Geheimen Rechnungsräte in Potsdam geleistet. Als der Gouverneur von Ostafrika den Antrag stellte, einen Beamten des Reichsrechnungshofs nach Daresalam zu entsenden, um dort sofort an Ort und Stelle die Abrechnung zu prüfen, ward ihm zum Bescheid, der Reichsrechnungshof sei eine kollegialische Behörde und „könne seine Funktionen nicht delegieren“. Diese vorsündflutliche Auffassung ist auch heute — nach 5 Jahren — noch nicht beseitigt. Kein neues Gesetz bringt modernes Leben in jene Papieranhäufungen, und Jahr für Jahr wandert die ganze Abrechnung mit allen Belägen aus allen Kolonien in mächtigen Kubikmeterkisten nach Potsdam.

„Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort.“ Ehe hier nicht durchgegriffen wird und Wandel geschaffen ist, kann von einer modernen Verwaltung mit einem verringerten Beamtenpersonal nicht die Rede sein. Man lese über diesen Gegenstand den vortrefflichen Vortrag des Dr. Hübbe-Schleiden „Warum Weltmacht? Der Sinn unserer Kolonial-Politik.“^{*)} Während von großen wirtschaftlichen

^{*)} Hamburg 1906. V. Friedrichsen & Co.

Anlagen Abstand genommen ward, die augenscheinlich die deutschen Kolonien entsprechend den benachbarten britischen und französischen Gebieten im großen Stil vorwärts bringen mußten, war immer Geld vorhanden zur Anstellung neuer Beamten, deren Unterbringung, Reise und Pensionen, für Abberufung unbequemer Beamten und dergl. Der häufige Wechsel im Personal selbst der Gouverneure hat wahrlich nicht zur Förderung der Kolonien beigetragen.

Daß der langsame Fortschritt tatsächlich im System begründet ist, ist durch die glänzende Entwicklung und das schnelle Aufblühen des Kiautschougebiets allzudeutlich erwiesen. Dort ist Leben und Bewegung, moderne, praktische Grundsätze der Verwaltung, dort herrscht mit einem Wort der „Hanseatische Geist“, den Dr. Hübbe-Schleiden für die Kolonialverwaltung fordert.

Hoffentlich bildet das Jahr 1906 einen Abschnitt in dieser Richtung. Es soll ein Kolonialamt entstehen. Dies wäre nur ein Namenswechsel, wenn nicht zugleich neue Männer an die Spitze der Verwaltung träten, und man zu diesen das Vertrauen hegen dürfte, daß sie neuen Geist in die alten Schläuche gießen und den bleiernen bureaukratischen Druck von den kolonialen Bureaus nehmen werden.

Es steht in ihrer Macht, alle Stellen der vortragenden Räte mit Persönlichkeiten zu besetzen, die sich vorher auf praktischen Posten der Kolonialverwaltung bewährt haben; denn es sind jetzt genügend solcher praktisch geschulten Männer vorhanden. Eine Verbindung zwischen der kolonialen und der Konsulatslaufbahn dürfte dabei von Nutzen sein, dagegen sollten eigentliche Diplomaten von den wirklichen Verwaltungsposten fern gehalten werden. Sorgsame vielseitige Vorbereitung der Beamten, Prüfung der Charaktere und Fernhalten solcher Leute, die die Kolonien nur aus Sportneigungen aufsuchen oder als Sprungbrett für eine andere Laufbahn zu benutzen gedenken, ist Hauptsache. Die koloniale Laufbahn muß zu einem festen Programm auswachsen, dem ernste gediegene Männer ihr Leben widmen, sie muß aufhören ein Durchgangsstadium für jugendliche Streber zu sein.

Abgesehen von der ganz erheblichen Einschränkung der Klassenverwaltung und der Kalkulatur läßt sich das Beamtenpersonal dadurch vermindern, daß alle technischen und baulichen Aufträge der Gouvernements und anderen Behörden nicht durch Angestellte ausgeführt, sondern an Private zur Ausführung abgegeben werden. Ganz besonders empfiehlt sich dies für Molen- und Hafengebauten, damit das eventuelle Mißlingen nicht der Verwaltung zur Last fällt. Man denke an den Molenbau vor Swakopmund! Das freie Spiel der Kräfte muß entfesselt, der Wettstreit geweckt und überall recht viel Gelegenheit zum Geldverdienen geboten werden. Sobald dies zum Prinzip erhoben ist, werden die deutschen Kolonien nicht mehr abschreckend wirken, sondern Unternehmungslustige wie das Kapital anlocken.

Selbst in der Verleihung von Landkonzessionen braucht man nicht allzu ängstlich zu sein. Der schwere Fehler, der in Südwestafrika begangen wurde, Konzessionen ohne alle Verpflichtungen und Gegenleistungen zu erteilen, wird hoffentlich nicht zum zweitenmale begangen. Aber das große Kapital heranziehen, indem ihm die Verpflichtung zum Wege- und Eisenbahnbau gegen entsprechende Landentschädigung oder sonstige Rechte auferlegt wird, heißt tatsächlich die Kolonien entwickeln. Wird dabei im großen Geld verdient, um so besser. Die Verträge müssen nur von pfiffigen, praktischen, gut rechnenden Beamten abgeschlossen werden, damit die Gewinne möglichst auch den Kolonien selbst zugute kommen.

Auch möge die Kolonialverwaltung nicht allzu vorsichtig sein und in allem und jedem die Vorkehrung spielen wollen. Wenn Ansiedler in den höher gelegenen Gebieten der Tropenkolonien sich niederlassen wollen, so verseehe man sie mit den nötigen Anweisungen, stärke ihre Interessen nach Möglichkeit, aber schrecke sie nicht ab durch Vorhalten aller denkbaren Rückschläge. Wer ins tropische Afrika geht, muß wissen, daß er ein bestimmtes Gefahr-Risiko auf sich nimmt und seine Haut zu Markte trägt. Aus einigen ungünstigen Resultaten ergeben sich aber erst die Erfahrungen, die erforderlich sind, um andere Tüchtige und Glückliche gedeihen zu lassen. Selbst ist der

Mann! Der deutsche Pessimismus und die Angstmeierei taugen nicht für Kulturpioniere auf ungebrochenem Neuland.

Es steht zu hoffen, daß das zukünftige Kolonialamt als selbständige Reichsbehörde seine Position sowohl dem Reichsschatzamt wie dem Reichstage gegenüber würdiger zu wahren wissen wird als die bisherige Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes. Möge es sich am Reichsmarineamt ein Muster nehmen und für die unter seiner Verwaltung stehenden Kolonien in gleich ausgiebiger Weis: sorgen, wie jenes für Kiautschou. Möge es dem Reichstage gegenüber von aller Nervosität sich frei halten und nicht in die Fehler der früheren Kolonialdirektoren verfallen, die auf irgend eine unbewiesene Anzapfung Herrn Babels oder eines strebsamen Zentrumsabgeordneten hochnotpeinliche Untersuchungen gegen verdiente Beamte anordneten und eine *cause célèbre* aus Dingen machten, die besser nicht aus dem Rahmen der Kolonie herausgekommen wären. Man muß auch den Mut haben, gewisse Sachen zu unterdrücken und nicht alle schmutzige Wäsche öffentlich waschen. Vor allem darf eine mutige, rücksichtslose Vertretung der Beamten gefordert werden, die draußen unter dem Äquator ihre Haut zu Markte tragen und so oft hinterlistig durch heimliche Gegner verklatscht werden, ohne sich rechtfertigen zu können.

Wenn der neue Kolonial-Staatssekretär gut beraten ist, so schafft er den Kolonialrat ab, eine Versammlung, die von der alten Kolonialabteilung in schwacher Stunde ins Leben gerufen wurde, um sich den Rücken zu decken und die eigene Verantwortung mit anderen zu teilen. Eine nur beratende Versammlung kann keinen Nutzen stiften, sie vermehrt nur die Zahl der Berater und Redner und vermindert die Zahl der Schaffenden; und in keinem Lande der Welt wird mehr über Kolonien geredet und geschrieben, aber weniger ausgeführt als in Deutschland. Das Kolonialamt muß sich selbst mit so vielen und so tüchtigen Sachverständigen umgeben, daß es der Tagung des Kolonialrats nicht bedarf. —

Zur Förderung des kolonialen Gedankens sind 1902 und 1905 in Berlin Kolonialkongresse abgehalten worden, die sich außerordentlichen Zuspruchs erfreuten und alle kolonialen

Interessenten an einem Punkte zum Gedankenaustausch vereinigten. Auch hierbei aber zeigte sich die doktrinaire Art des Deutschen bei Behandlung einer rein praktischen Angelegenheit. 7 Sektionen waren gebildet, vier davon behandelten wissenschaftliche Fragen (Geographie und Naturkunde, Tropenmedizin und Hygiene, rechtliche und politische Verhältnisse, religiöse und kulturelle Verhältnisse der Kolonien); drei Sektionen nur beschäftigten sich mit den wirtschaftlichen Verhältnissen, mit der Auswanderung und den weltwirtschaftlichen Beziehungen Deutschlands. Selbstverständlich kamen bei dieser Stoffeinteilung die kolonialwirtschaftlichen Fragen, um die sich alles drehen sollte, erheblich zu kurz. Um die Wirkung der an sich vortrefflichen Einrichtung solcher periodisch wiederkehrenden Kongresse zu erhöhen ist ein doppelter Vorschlag gemacht worden. Entweder man teile den Kongreß in einen wissenschaftlichen und einen wirtschaftlichen, die getrennt tagen. Oder man dränge die wissenschaftlichen Angelegenheiten in engere Grenzen zusammen und gönne den Ausschlag gebenden großen wirtschaftlichen Fragen erheblich mehr Raum im Plenum und in den Sektionen. Werden diese Vorschläge nicht beachtet, so liegt die Gefahr nahe, daß der Kolonialkongreß schon 1908 einen völlig akademischen Charakter annimmt, und daß die vier Fakultäten die praktische koloniale Arbeit verdrängen.

Ein besonderes Kapitel, das hier nur gestreift werden kann, ist die Schaffung von Kolonialtruppen. Bislang hat das Deutsche Reich seine Kolonialkriege stets mit improvisierten Truppen geführt, und es hat dafür in Südwestafrika eine grausam blutige und kostspielige Lektion erhalten. Es ist die Pflicht des künftigen Staatssekretärs, aus den blutig erkauften Erfahrungen die Notwendigkeit abzuleiten und es durchzusetzen, daß eine angemessen starke Truppe in einem geeigneten Hafenorte aufgestellt wird, die als Stamm und zur sofortigen Verstärkung für die weißen Schutz- und Ueberseetruppen dient und gleichzeitig die Offiziere, Unteroffiziere u. s. w. vorbildet, die zu den farbigen Schutztruppen hinausgesandt werden. Das Wie ist mit dem preussischen Kriegsministerium zu verein-

baren, die Anregung aber muß vom Kolonialamt ausgehen, da hier die Verantwortung für die Verhinderung und für die Führung späterer Kolonialkriege ruht.

Ebenso muß durch eine Vereinbarung mit dem Reichsmarineamt endlich eine Vorbereitung zur Verteidigung der Küsten unserer Kolonien eingeleitet werden. Bisher ist noch nicht das mindeste in dieser Richtung geschehen. Die deutschen Kolonien gelten einfach von vornherein beim Ausbruch eines Krieges für verloren. Diese Auffassung war in gewissem Sinne berechtigt, so lange keine wirtschaftlichen Werte dort zu schützen waren, und so lange die deutsche Flotte als ganz minderwertig anzusehen war. Beides hat sich inzwischen geändert. Seitdem in Togo, Kamerun und Ostafrika sehr bedeutende Kapitalien in Pflanzungen angelegt, Städte entstanden, Eisenbahnen gebaut sind, und der wirtschaftliche Aufschwung sich von Jahr zu Jahr lebhafter entwickelt, muß auch für den Schutz dieser Gebiete nach außen gesorgt werden. Ebenso bedürfen wir für unsere auf Fahrt befindlichen Kriegsschiffe sowie für die zahlreichen Dampfer der deutschen Handelsflotte gesicherte Punkte, wohin sie bei Ausbruch eines Krieges sich zurückziehen können. Als solche Punkte, die für den Ernstfall zu sichern wären, sind in erster Linie die große Dualabucht und der Hafen von Daresalam zu nennen. Mit ihnen müßte der Anfang gemacht werden, um endlich einige Flottenstützpunkte übersee wenn auch in bescheidenem Maße neben demjenigen von Kiautschou zu gewinnen. Das Interesse der beiden hier genannten Reichsressorts ist in gleicher Weise dabei beteiligt, es fragt sich, wer die Sache in die Hand nimmt und die Energie hat, sie durchzuführen.

Endlich bleibt noch der so oft geäußerte Wunsch zu erfüllen, daß die Posten für den militärischen Schutz aus dem Budget der Kolonien herausgenommen und auf das Reichsmilitärbudget übernommen werden. Andere große Kolonialmächte, u. a. Frankreich, haben diesen Grundsatz von jeher durchgeführt. Das Deutsche Reich muß die Behauptung und Sicherung seiner Kolonien als ein *nobile officium* auffassen und darf diese Pflicht nicht den in der Entwicklung begriffenen

und um das Gleichgewicht in ihrem Haushalt schwer ringenden Kolonien selbst überlassen. Bismarck ist Togo die einzige Kolonie, die dies Gleichgewicht erlangt und dauernd gewahrt hat. Sie ist auch die einzige, die keines militärischen Schutzes bedurfte und deshalb keine Militärausgaben zu leisten hat. Kamerun und Ostafrika würden sehr bald in die gleiche Lage kommen, wenn man ihnen die schweren Militärlasten abnähme. Es würde dann nicht mehr über die schlechte Finanzwirtschaft und das Unrentable der Kolonien geklagt werden; denn es gäbe bei Fortfall des Reichszuschusses nur noch Bewilligung für außerordentliche wirtschaftliche Ausgaben (Bahnbau, Hafenanlagen u. dergl.). Dabei bleibt noch die ganz unbillige Belastung Ostafrikas mit der Abzahlung von jährlich 600 000 Mark an die Deutschostafrikanische Gesellschaft zu erwähnen, eine Abmachung jener Caprivi-Aera, die kein Wohlwollen für die Kolonien kannte, sondern nur sich selbst die Geschäfte erleichtern wollte. Auch diese drückende Last harret noch der Ablösung. Wenn die bisherige Kolonialabteilung nichts durchzusetzen vermochte, so muß in dieser Richtung um so mehr von einem selbständigen Kolonialamte erwartet werden.

Eine sehr schwierige, aber äußerst dankbare Aufgabe harret des neuen Staatssekretärs. Die deutschen Kolonien sind bislang als recht beschwerliche und viel kostende Stiefkinder behandelt worden. Noch ist die Zeit nicht eingetreten, wo sie auf eigenen Füßen stehen können. Gerade jetzt aber bedürfen sie einer wohlwollenden Fürsorge und eines weiten, ihre Entwicklungsbedingungen überschauenden Blicks, damit sie bald dem Gängelbände entwachsen und als wirtschaftlich selbständige Glieder des Reiches auftreten können.

Während diese Blätter dem Druck übergeben werden, lehnte die antinationale Mehrheit des Reichstags am 26. Mai 1906 die Einrichtung eines Kolonialamts ab. Ein solcher Schildbürgerpruch kann selbstverständlich weder auf die Verwaltung noch auf die Entwicklung der deutschen Kolonien

Einfluß üben. Die Geschichte schreitet über derartige Pygmäen-
gefinnung schweigend hinweg.

Nationale Kolonien. Deutschtum im Auslande.

Außer denjenigen Kolonien, über denen die deutsche
Flagge weht, gibt es noch zahlreiche andere, die deutsche
Volksteile beherbergen, aber fremden Staatsgebieten zugehören.

1 Million Reichsdeutscher etwa lebt im Auslande und
zwar zerstreut in allen Handelsplätzen und Hafenorten der
Welt. Weiterhin werden gezählt:

440 000	Deutsche	in Brasilien
2 000 000	"	in Rußland
2 000 000	"	in der Schweiz
3 420 000	Blamen	in Belgien
5 000 000	Niederländer	
10 000 000	Deutschamerikaner	
11 000 000	Deutsche	in Österreich-Ungarn.

zus: 33 860 000 Deutschsprechende außerhalb der Reichsgrenzen,
eine beachtenswerte Zahl, da unsere deutsche Muttersprache
hiernach an zweiter Stelle unter den Nationen marschiert.
Diese Deutschen im Auslande aber sind von hoher Bedeutung
für die Anknüpfung von Handel und Verkehr, für die Ver-
breitung unserer Literatur, Presse und damit unserer völkischen
Ideen, endlich als moralische Macht und Rückhalt in den
verschiedenen Teilen der Erde. Mit vollem Recht ist „das Deutsch-
tum im Auslande als die wichtigste Kolonie“ bezeichnet worden.

Selbstverständlich müßte die Erhaltung der Auslands-
deutschen bei ihrem Volkstum eine Hauptaufgabe der Regierung
wie der Nation sein, da die Zukunft der letzteren auf diesen
Außenwurzeln zum großen Teil mit beruht. Bis zum Jahre
1870 aber ist in dieser Richtung nichts geschehen, die damals
bedeutende Auswanderung ging unserm Volkstum ganz

verloren und verstärkte nur die aufstrebende Nation jenseit des großen Wassers. Heute helfen zwar der Deutsche Schul- und Sprachverein, der Alldeutsche Verband und der Gustav Adolf-Verein deutsche Schulen und Kirchen im Auslande erhalten, und die Reichsregierung stellt für deutsche Schulen jährlich eine Summe von 650000 Mark zur Verfügung, aber diese Hülfsstätigkeit erreicht durchaus nicht dasjenige Maß an nationaler Unterstützung, das andere kleinere Völker für Erhaltung ihrer Sprache und Schule im Auslande gewähren. Erfreulich ist immerhin, daß in neuester Zeit auch deutsche Handelskammern sowie deutsche Einzelstaaten (Hamburg) besondere Zuschüsse für diesen großen nationalen Zweck bewilligt haben.

Unbegreiflich aber bleibt die bürokratische Schwerfälligkeit, die bislang immer noch nicht die Beseitigung und Erneuerung des unerhörten Gesetzes vom 1. Juni 1870 zu Wege gebracht hat, wonach die Reichszugehörigkeit jedes deutschen Bürgers erlischt, wenn er nicht in die Matrikel des zuständigen deutschen Konsuls eingetragen ist oder die Eintragung nicht erneuert. Das deutsche Reich stößt also eines Formfehlers wegen seine Angehörigen von sich! Alle Mahnungen und Anträge auf Abänderung dieser Bestimmung sind bisher resultatlos geblieben.

Im Gegensatz zu diesem unverständlich schleppenden Verfahren sollte das Reich alles aufbieten, um jedem deutschen Reichsangehörigen das Gefühl des Stolzes zu gewähren, das in dem Worte: *Civis Germaniae sum!* liegt. Die Deutschen bedürfen bei ihrem leider nur schwach entwickelten Nationalbewußtsein einer bedeutenderen Rückenstärkung als andere Völker. Die Reichsregierung ist dafür verantwortlich, daß keine Seele dem deutschen Volkstum verloren geht. Um so größere Sorgfalt sollte auf die Auswahl der Persönlichkeit unserer Konsuln im Auslande verwendet werden. Vor allem müßte die Zahl der Wahlkonsuln stetig vermindert und diejenige der Berufskonsuln mit jedem Jahre erhöht werden; denn erstere, zumeist dem betreffenden Lande entstammend, in dem sie wirken, haben weder für den einzelnen Deutschen noch für das Deutsche Reich einen wesentlichen Wert.

Wenn auch augenblicklich die deutsche Auswanderung sich in unbedeutenden Ziffern bewegt, so kann dies sich doch plötzlich ändern, wenn unsere Industrie unter ungünstigeren Verhältnissen arbeitet, und wenn ein wirtschaftlicher Aufschwung in unsern Kolonien eintritt, der mehr Auswanderer anlockt. Wir müssen immer damit rechnen, daß wir ein aufstrebendes, stark sich vermehrendes Volk sind, das landhungrig ist und Elbogenfreiheit bedarf. Deshalb sind wir im Gegensatz zu den Franzosen, die nur durch nationale Eitelkeit und kaufmännische Profitsucht über See hinausgeführt werden, mit elementarer Gewalt auf überseeische Ausdehnung hingewiesen. Diejenigen Völker, die sich diesem Naturtriebe entgegenstellen und uns an der Ausbreitung verhindern wollen, werden nur den kürzeren dabei ziehen und sich selbst schädigen.

Das Deutsche Reich muß jede Gelegenheit wahrnehmen, um — wie es bei den Karolinen, Samoa und Kiautschou bereits der Fall war — neue Ländergebiete in irgendwelcher Form auf dem friedlichen Wege des Vertrags, des Kaufes oder der Pacht zu erwerben. Nicht die heutige Lage, sondern die Zukunft des Volkes ist dabei ins Auge zu fassen und nie zu vergessen, daß die anderen Völker früher für sich gesorgt haben, wir aber in diesen großen Fragen hinterdrein hinken. Der Ruf nach mehr Kolonien entspringt nicht einem unlauteren Wunsche nach Krieg und Eroberung, sondern dem innersten Bedürfnisse eines großen Volkes, dem seine politischen Grenzen zu eng gezogen sind, und dessen Entwicklung noch lange nicht abgeschlossen ist.

Die Öffentlichkeit ist nicht der Ort, wo auf diejenigen Gebiete hinzuweisen wäre, die noch für uns zu gewinnen sind. Die Tagesgeschichte bietet genügenden Anhalt in dieser Beziehung. Das wesentliche ist der feste Wille, jede sich bietende Gelegenheit zu benutzen und der klare Blick auf große Ziele, um den wichtigen Moment zu erkennen und die richtigen Mittel in Bewegung zu setzen. Ein Volk, dessen Sprache 90 Mill. Menschen auf dem Erdenrund sprechen, vermag sich durchzusetzen und braucht um seine Zukunft nicht bange zu sein.

Anhang.

Der Eisenbahnbau in den Kolonien.

Da die wirtschaftliche Entwicklung der afrikanischen Kolonien fast ausschließlich von ihrer Ausstattung mit Schienenwegen abhängt, und diese Frage gegenwärtig auf jeder kolonialen Tagesordnung obenan stehen muß, so seien hier nochmals die vorhandenen, die im Bau befindlichen und die erstrebten Kolonialbahnen zusammengestellt:

1. Togo.

Küstenbahn Lome-Aneho, 42 Kilometer 1 m-Spur.

Bahn Lome-Palimé, 122 Kilom. (im Bau) 1 m-Spur.

Erwünscht: Fortsetzung dieser Bahn von Palimé bis Sokodé, 240 Kilom.

2. Kamerun.

Duala-Manengubaberge, 160 Kilom. (im Bau) 1 m-Spur.
Dringend erwünscht eine Bahn von Kribi durch Südkamerun in westöstlicher Richtung.

3. Südwestafrika.

Otavibahn: Swakopmund-Otavi, 570 Kil. (im Bau) 60 cm-Spur.

Swakopmund-Windhuk, 382 Kilom. 60 cm-Spur.

Lüderitzbucht-Kubub 167 Kil. 1,06 m-(Kapspur).

Dringend geboten Verlängerung dieser Bahn von Kubub auf Keetmannshoop, 180 Kilometer, und später weiter auf Nietfontein in Britisch-Betschuanaland.

4. Ostafrika.

Tanga-Mombo, 129 Kilom. 1 m-Spur.

Dringend geboten Verlängerung von Mombo nach Moschi am Kilimanjaro, etwa 160 Kilom.

Daresalam-Mrogoro, 225 Kilom. (im Bau) 1 m-Spur.

Dringend erforderlich Verlängerung in Richtung auf Tabora und Abzweigung von Kilossa nach Uhehe.

Dringend erwünscht: Ostafrikanische Südbahn von Kilwa Kisiwani nach Wiedhafen, 670 Kilom.

5. Kiautschougebiet.

Deutsche Schantungbahn, von Tsingtau nach Tsinanfu, 395 Kilometer, mit Abzweigung nach Poshan, 40 Kilometer, Vollbahn.

Geldverhältnisse in den Kolonien.

Im allgemeinen ist in allen deutschen Kolonien die deutsche Markwährung eingeführt, nur in einigen Südsee-Inselgebieten und in Kiautschou herrscht der amerikanische Dollar; 1 Dollar = 4,20 Mark.

In Ostafrika gilt die indische Rupie. Diese Münze in deutscher Prägung hat den Wert von $1\frac{1}{3}$ Mark. 4 Mark sind gleich 3 Rupie. Die Rupie zerfällt in 100 Heller (Kupfermünze). Außerdem gibt es $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{4}$ Rupiestücke in Silber.

Um dem Geldmangel abzuhelpfen und den hohen Zinsfuß herabzudrücken ist in Daresalam neuerdings eine Deutsch-ostafrikanische Bank eröffnet, die mit 2 Millionen Mark Kapital arbeitet und berechtigt ist, für 6 Mill. Mark Noten auszugeben.

Verlag der Vossischen Buchhandlung, Berlin W. 62,
Nettelbeckstraße 78.

Demnächst erscheint:

••• Deutsch-Ost-Afrika. •••

Eine Schilderung deutscher Tropen
nach 10 Wanderjahren

von

S. Fonck,

Hauptmann in der Kaiserl. Schutztruppe für Deutsch-Ost-Afrika.

Heft 1.

Die Schutztruppe.

Ihre Geschichte, Organisation und Tätigkeit.

Mit zahlreichen Abbildungen nach eigenen photogr. Aufnahmen des Verfassers.

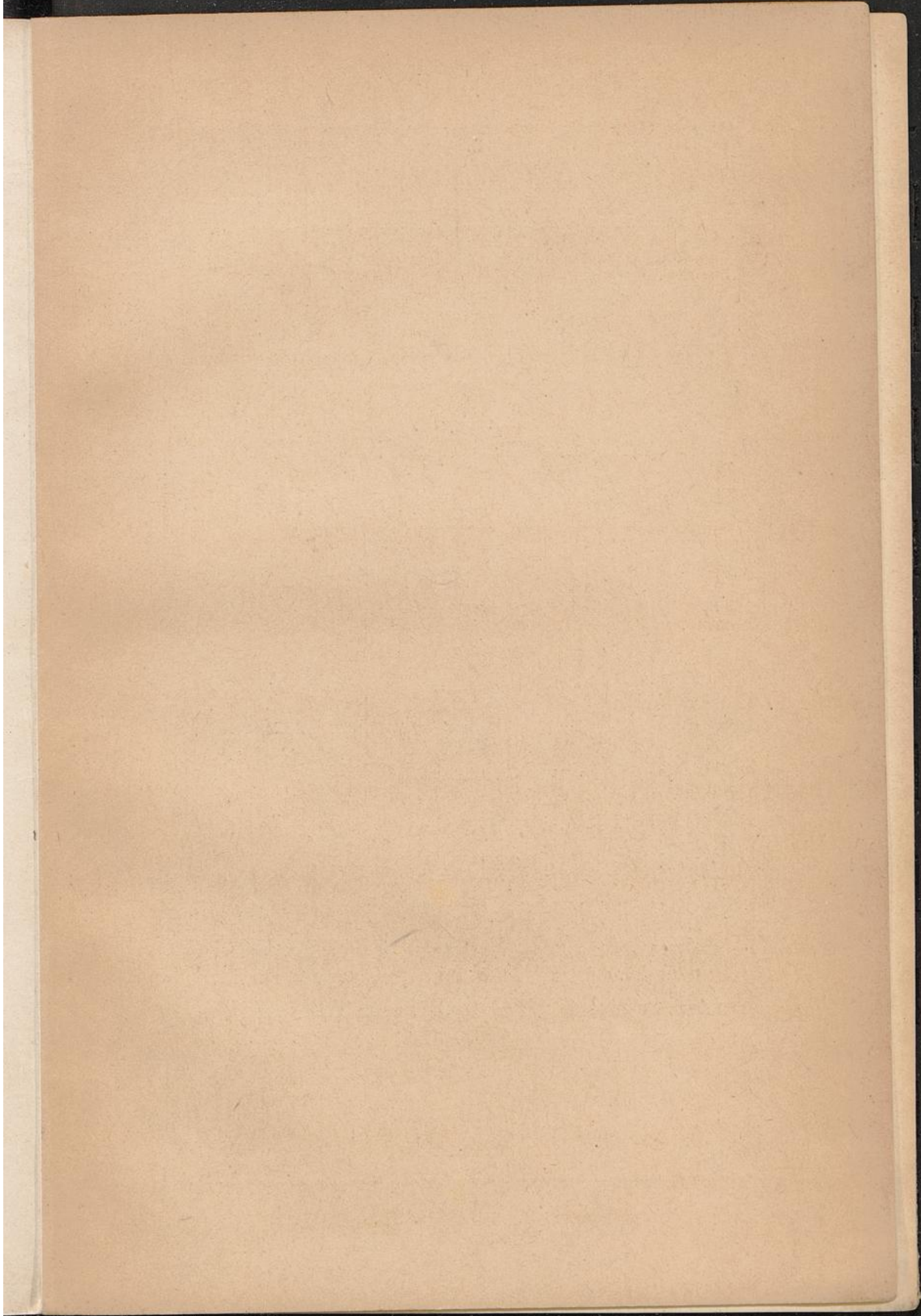


Kompagnie Fonck in Paradeaufstellung.

Das Werk erscheint in 5 in sich abgeschlossenen Heften, von denen Heft 1, **Die Schutztruppe**, Heft 2, **Reisen und Expeditionen**, Heft 3, **Land und Leute**, Heft 4, **Wirtschaftliche Verhältnisse**, Heft 5, **Wild und Jagd** behandeln wird.

■ Jedes Heft ist einzeln käuflich und kostet ca. 1.00 Mk. ■

Vossische Buchhandlung, Berlin W. 62.



Vossische Buchhandlung, Berlin W. 62, Nettelbeckstr. 7/8.

Soeben erschien:

Die Entwicklung der Sozialdemokratie u. ihr Einfluss auf das deutsche Heer

von

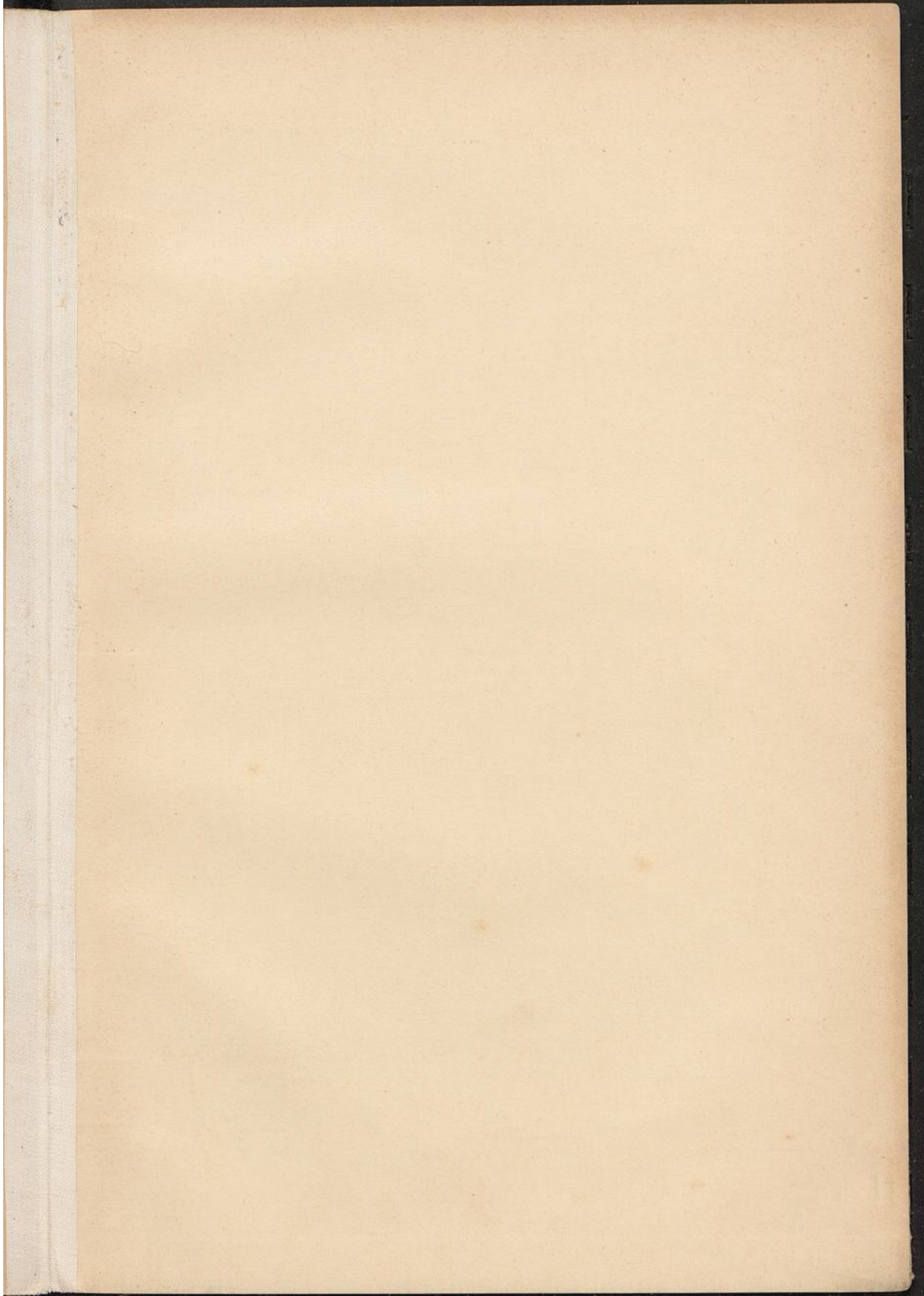
E. v. Liebert,

Generalleutnant z. D.

Preis 75 Pfg.

Der Herr Verfasser will damit aufklärend und gleichzeitig in königstreuem Sinne wirken.

Es dürfte angezeigt sein, daß jeder Nationalgesinnte und Freund unseres ruhmreichen Heeres über den verderblichen Entwicklungsgang der Umsturzpartei orientiert ist und an seinem Teile diese Gefahr bekämpfen hilft.



24. OKT. 1973

Friedr. Eckhardt
BREMEN

